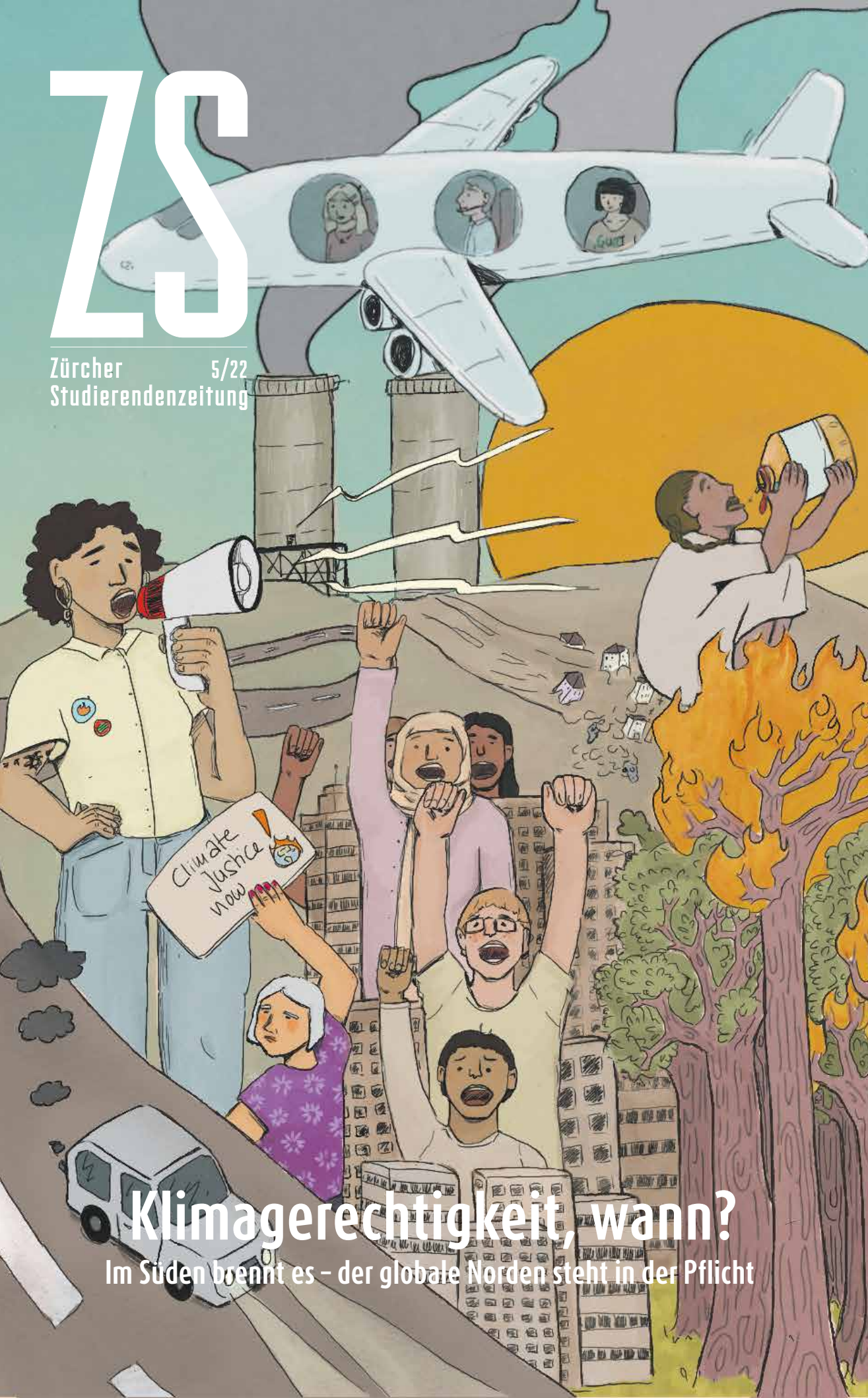


ZS

Zürcher
Studierendenzeitung

5/22



Klimagerechtigkeit, wann?

Im Süden brennt es – der globale Norden steht in der Pflicht

Kriegsmüde
Drei russische
Studis erzählen

Reform-Chaos
Neue Unibibliothek
polarisiert

Denkrefugium
Auf Nietzsches
Spuren im Engadin



Ein Sprachaufenthalt macht fit für den Job von morgen

Wer sich künftig auf eine internationale Stelle bewirbt, punktet insbesondere mit Fremdsprachenkenntnissen und der Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen.

Die HWZ hat in einer Studie von 2020 zu den gefragtesten Kompetenzen der Zukunft geforscht. Ein Sprachaufenthalt ist ein optimaler Weg, sich viele der Qualitäten anzueignen.

Kommunikation und Selbstständigkeit: zwei Kompetenzen, die Chefs heute zusehends von ihren Mitarbeitenden im unteren und mittleren Kader verlangen. Mit anderen Worten: Arbeitskräfte der kommenden zehn Jahre haben folglich Chefqualitäten. Zu diesem Schluss kam die Zürcher Hochschule für Wirtschaft in ihrer Studie von 2020 über Berufsbilder der Zukunft.

Den Ton treffen und mitreden können

Sprachen spielen eine überragende Rolle in der Kommunikation. Wer im Job mit Menschen aus anderen Ländern zu tun hat, braucht verhandlungssichere Fremdsprachenkenntnisse. Standpunkte professionell vermitteln, widersprechen oder einen Plan im Team vorschlagen – das will gelernt sein. In massgeschneiderten Business-Sprachkursen lernen Berufstätige, in der Fremdsprache unterhaltsam zu präsentieren – oder beim Apéro mit internationalen Klassenkameraden lockeren Small Talk zu betreiben.

Die kurzen, intensiven Business-Sprachtrainings finden in kleinen Gruppen statt. Wer mehr Zeit mitbringt, kann sich in acht bis zwölf Wochen auf ein internationales anerkanntes Sprachdiplom vorbereiten und die Prüfung vor Ort ablegen. Oder sich in einem allgemeinen Sprachkurs eine Auszeit gönnen. Mit Gleichgesinnten und Gleichaltrigen. Frei kombinierbar mit Hobbys wie Surfen, Golf, Koch- und Weinkursen. Mit dem Online-Schoolfinder (www.boalingua.ch/de/school-finder) lässt sich gezielt danach filtern – und mit wenigen Klicks eine persönliche Offerte zusammenstellen. Die Teilnehmer leben sich schnell in eine neue Kultur ein und erreichen

die Menschen in ihrer Sprache. Fähigkeiten, die im zukünftigen Arbeitsalltag immer wichtiger werden. Gerade, wenn es darum geht, mit unterschiedlichen Charakteren an neuen Projekten zu arbeiten.

Reif für die Arbeitswelt der Zukunft

Der Sprachaufenthalt vermittelt eine Vielzahl der Anforderungen für die Arbeitswelt von morgen: den Alltag strukturieren, neue Sprachen lernen und anwenden, Interessen entdecken, Selbstvertrauen gewinnen und Verantwortung tragen. Oder anders formuliert: Eine Auszeit, die sich auch im Lebenslauf gut macht •

Boa Lingua

Seit 1989 bereist Boa Lingua Kontinente und taucht in fremde Kulturen ein. In über 30 Ländern arbeiten wir mit über 300 Sprachschulen zusammen. Besuchen diese regelmässig und stellen damit höchste Qualität sicher. Unsere Sprachreiseexperten beraten offen und ehrlich. Verraten exklusive Tipps und teilen eigene Erfahrungen. Dank unseren Filialen in der ganzen Schweiz sind wir stets in der Nähe unserer Kundinnen und Kunden:

www.boalingua.ch

Boa lingua
SPRACHAUFENTHALTE WELTWEIT

Editorial

Klimagerechtigkeit — Das Klima ist das Sorgenkind unserer Zeit. Es beschäftigt Politik, Kunst und – uns alle. Doch die Opfer- und Täter*innenrollen sind nicht gerecht verteilt: Die reichsten 10 Prozent der Weltbevölkerung sind für mehr als 50 Prozent der weltweiten Treibhausgasemissionen verantwortlich. Firmen aus dem globalen Norden breiten sich im Süden aus und profitieren von dessen Ressourcen.

Diese Ausgabe steht im Namen der Klimagerechtigkeit. Die Rechtswissenschaftlerin Corina Heri erklärt im Interview, was der Begriff aus juristischer Sicht bedeutet und wie der Klimawandel zu Klagen am Internationalen Gerichtshof in Strassburg führt (S. 16-17). Dann blicken wir Richtung Süden: Wir berichten über die Schäden, welche die lateinamerikanische Bevölkerung unter den klimatischen Veränderungen nimmt – und wie schwer es für sie ist, dagegen vorzugehen. So versorgt Argentinien den Norden mit Soja, ist aber zu verschuldet, um den Klimakampf zu finanzieren (S. 18-19). Zum Schluss kehren wir vor der eigenen Türe: Die Uni möchte bis 2030 klimaneutral werden. Wird sie es schaffen? (S. 20-21)

Für die Redaktion

Lukas Heinser und Carlo Mariani

News

4–5 Stimmungswandel in Russland
Drei Studentinnen im Interview

7 Renaturierte Böden
ETH-Studie zur Landwirtschaft

8–9 Neue Unibibliothek
Was die Zentralisierung bringt

10–11 50 Jahre mentale Hilfe
Die Beratungsstelle ist erschöpft

Kultur

22 Neue Satirezeitung
Interview mit den drei Machern

24–25 Autonomer Raum schwindet
Das Koch-Areal wird bald geräumt

26 Töpfern gibt den Ton an
Studierende lieben dieses Handwerk

27 Queerer Treffpunkt wiederbelebt
Die neue Bar «Kweer» im Porträt

32–34 Auf Nietzsches Spuren
Reportage über sein Refugium in Sils

Thema

16–17 Menschenrechte in der Klimakrise
Eine Rechtsexpertin im Gespräch

18–19 Globaler Norden am Pranger
Vom Klimaaktivismus in Südamerika

20–21 Wie grün sind die Universitäten?
Bericht über Zürich und Lüneburg

6 Kurzmeldungen

12 Kochkolumne

13 Senf der Redaktion

23 Bildbox

28–29 Kulturspalten

31 Rätsel

35 Comic

«In diesem Land ist niemand sicher»

Drei Studentinnen aus Russland berichten von geflüchteten Professoren, betroffenen Studierenden und geplatzten Träumen.

Leah Süß und Carlo Mariani (Text)

Am 21. September hat der Kreml die Teilmobilisierung beschlossen und angefangen, Männer einzuziehen. Die Behörden versicherten, dass nur Reservisten betroffen seien, also Männer unter 60 Jahren mit militärischer Erfahrung. Doch der Aufruf gleicht in der Realität eher einer Generalmobilisierung: Auch Ältere, Kranke und Männer ohne Kampferfahrung, darunter Studenten, haben den Einberufungsbefehl erhalten. Besonders unter ethnischen Minderheiten hat die russische Armee überproportional rekrutiert. In einigen Gemeinden fehlen die Hälfte der Männer.

*Offiziell geht es bei der Teilmobilisierung um 300'000 Reservisten. Am 14. Oktober verkündete Putin, es gebe «auf absehbare Zeit» keine weiteren Einberufungen. Doch Kritiker*innen befürchten eine zweite Mobilisierungswelle, die bereits im Gange sein soll. Allerdings scheint Putins Plan nicht aufzugehen. Statt Gehorsam macht sich Panik breit: Zwischen 400'000 und 700'000 Menschen sollen das Land verlassen haben. Obwohl Männern bei Wehrdienstverweigerung bis zu 10 Jahre Gefängnis drohen. Auch wurde mehrenorts protestiert und Tausende wurden festgenommen.*

*Russland-Expert*innen bezeichnen die Situation als Wendepunkt: Denn die Hunderttausenden von Männern, die dem Land diesen Winter fehlen werden – ob sie auf der Flucht oder an der Front sind – würden die Wirtschaft voraussichtlich stärker als die bisherigen Sanktionen belasten. Und bereits jetzt sind die Folgen des Krieges für die Gesellschaft spürbar, auch an den russischen Universitäten. Die ZS hat mit den drei Wirtschaftsstudentinnen Dasha, Alyona und Sofia* gesprochen. Sie leben in russischen Grossstädten und erzählen, was sie derzeit beschäftigt.*

**Namen von der Redaktion geändert*

Laut dem Kreml sind Männer in Ausbildung von der Teilmobilisierung ausgenommen. Medienberichten zufolge wurden trotzdem Studenten eingezogen – manchmal direkt vor den Hörsälen. Wie sieht es an euren Universitäten aus?

Alyona: Soviel ich weiss, kommt das nicht oft vor. Auf jeden Fall wurde zum Glück niemand meiner Mitstudenten oder Freunde rekrutiert. Ich glaube aber nicht, dass sie wirklich sicher sind. Wenn

ich ein Mann wäre, würde ich sofort das Land verlassen.

Sofia: Ich habe gehört, dass es in kleinen Städten vorgekommen ist. An den grossen Universitäten in Moskau ist das sehr unwahrscheinlich, weil es sehr schnell publik würde. Aber vor Kurzem wurde bekannt, dass 800 Männer bezahlt haben sollen, um an Universitäten aufgenommen zu werden. Und damit einer Einberufung entkommen wollten.

Dasha: In Russland werden die Gesetze schnell mal umgeschrieben oder einfach nicht eingehalten. Ich glaube nicht, dass irgendjemand in unserem Land sicher ist.

Das heisst, reiche Familien können ihre Söhne eher vor der Front bewahren. Kann man der Mobilisierung sonst irgendwie entgehen?

Dasha: Einige meiner Freunde haben das Land verlassen und studieren vom Aus-



Das «Z» in einer U-Bahn: In Russland ist Kriegspropaganda überall.

land aus weiter. Jedoch ist das Online-Angebot ihrer Uni begrenzt.

Sofia: Kurz nach der Mobilisierung haben 3'100 Studierende – Frauen und Männer – der renommierten Higher School of Economics in Moskau der Unileitung gedroht, das Studium abzubrechen, wenn diese keine Online-Lehre anbiete. Aber nicht nur, um ins Ausland zu ziehen, sondern auch, damit sie in ihre Heimatstädte zurückkehren können. Sie wollen in dieser schwierigen Situation bei ihren Familien sein. Doch die Wirtschaftshochschule lehnte den Antrag ab.

Angebligh wurden auch Dozenten eingezogen. Ist das an euren Unis auch passiert?

Dasha: Glücklicherweise nicht. Einige von ihnen sind aber ins Ausland geflüchtet und halten von dort aus Online-Vorlesungen.

Sofia: Ich habe von einigen Fällen gehört, bei denen Professoren einen Einberufungsbefehl erhielten. Ich weiss nicht, was mit ihnen geschehen ist.

Das klingt belastend. Wie ist die Atmosphäre an der Universität? Spricht man über den Krieg?

Dasha: Die Stimmung ist sehr angespannt und der Krieg dominiert alle Gespräche. Die Meinungen gehen auch oft auseinander.

Alyona: Die Dozierenden sprechen nicht wirklich darüber, und das ist auch kein Wunder: Sie dürfen sich nicht zur Politik äussern – das gilt auch für uns Studierende. Aber natürlich sprechen wir untereinander trotzdem über den Krieg.

Sofia: Aber in der Öffentlichkeit reden die Menschen anders als im Privaten, denn es ist gefährlich, den Krieg offen zu kritisieren. Unter vier Augen wird jedoch klar, dass die Angst dominiert. Niemand hat damit gerechnet, dass so etwas passieren würde.

Als Frauen seid ihr von einer Einberufung ausgeschlossen. Wirkt sich der Krieg trotzdem auf eure Ausbildung aus?

Dasha: Ja, ich mache mir Sorgen, dass Russland bis zu meinem Bachelorabschluss seine Grenzen schliesst und ich das Land nicht mehr verlassen kann. Oder dass russische Studierende an europäischen Universitäten nicht mehr angenommen werden.

Alyona: Die russische Regierung unter-

nimmt nämlich wirklich alles, um sich vom Westen abzugrenzen. Ich bin mir daher nicht mehr sicher, ob mein Abschluss weiterhin international anerkannt werden wird. Eigentlich hatte ich ebenfalls vor, mein Studium im Ausland fortzusetzen.

Hat sich euer Alltag seit dem Angriffskrieg auch sonst verändert?

Dasha: Auf jeden Fall! Viele internationale Online-Plattformen funktionieren in Russland nicht mehr. Zum Beispiel die US-Bildungsplattform Coursera, die extracurriculare Kurse für Studierende auf der ganzen Welt anbietet. Auch das Microsoft-Office-Angebot für Studierende ist nicht mehr verfügbar und viele westliche Geschäfte, wie Ikea oder Starbucks, wurden aus Russland abgezogen.

Alyona: Natürlich spüre ich die Sanktionen in meinem Alltag. Aber ist das überhaupt erwähnenswert? Das sind so kleine Sorgen im Vergleich zu dem, was die Menschen im Krieg durchmachen müssen.

«Wer hier protestiert, wird verprügelt und bestraft»

Dasha*, Bachelorstudentin
in einer russischen Grossstadt

Seit der Teilmobilisierung spricht man von einem Stimmungswandel in der russischen Bevölkerung. Viele haben genug vom Krieg. Macht sich das auch unter Studierenden bemerkbar?

Dasha: Ich habe den Eindruck, dass die meisten Studis gegen Putins Angriffskrieg sind. Ich kenne zwar auch junge Leute, welche die «Spezialoperation» unterstützen, aber nach der Mobilisierung wurde deren Anteil viel kleiner.

Alyona: Diesen Eindruck habe ich auch. Ich kenne einige Studierende, die bei Protesten festgenommen wurden. Andere organisierten sogar Soli-Partys für die Ukraine. Es war auch ein stiller Protest an meiner Uni geplant, der aber von der Unileitung wegen des Verbots von «politischer Propaganda» verhindert wurde. Immerhin wurden die beteiligten Studierenden nicht von der Uni verwiesen.

An den Universitäten scheint sich also Widerstand zu regen. Wie würdet ihr die allgemeine Atmosphäre in Russland beschreiben?

Dasha: Es herrscht allgemeine Panik. Viele Söhne und Ehemänner sind bereits an der Front. Einige sind gefallen, und der Sarg mit ihren Leichen wurde an die Verwandten geschickt. Andere sind im Ausland, weit entfernt von ihren Familien – und wissen nicht, ob sie jemals zurückkehren werden!

Alyona: Die Stimmung ist angespannt. Im Jahr 2014 waren die Menschen euphorisch und als Nation vereint, sie unterstützten die Annexion der Halbinsel Krim. Heute werden Rekrutierungsbüros mit Molotow-Cocktails angegriffen und im Gebiet Irkutsk wurde sogar ein Einberufungsbeamter erschossen. Diesen Wahnsinn jeden Tag ertragen zu müssen, ist belastend.

Was sollten unsere Leser*innen in der Schweiz wissen?

Dasha: Ich möchte nur, dass alle verstehen, dass die Menschen in Russland auch Opfer sind. Wir wollen diesen Krieg nicht. Natürlich gibt es Leute, die Putin unterstützen und die Propaganda ist omnipräsent. Ich möchte auch betonen, dass es in Russland sehr schwierig ist, zu protestieren, die eigene Meinung zu äussern und an Kundgebungen teilzunehmen. Man wird einfach verprügelt, zu einer Geldstrafe verurteilt oder gar für 15 Tage ins Gefängnis gesteckt. Aus diesem Grund gehen nur wenige Menschen auf die Strasse.

Alyona: Manche Leute glauben, dass Sanktionen gegen Russland die Bevölkerung motivieren könnten, sich gegen das System zu erheben. Aber Sanktionen unterstützen eben auch die Regierungsrhetorik, die den angeblichen Hass des Westens auf die Russ*innen propagiert – den Versuch des Westens, «Russland in die Knie zu zwingen». Sie können die Menschen meiner Wahrnehmung nach gar dazu ermutigen, sich gegen «die äusseren Feinde» zu verbünden. Auch ich wäre leider fast auf dieses Narrativ reingefallen.

Sofia: Die russische Regierung ist der Feind, nicht das russische Volk! Wir haben uns diese Regierung nicht ausgesucht und haben keine Mittel, um uns gegen ihre Entscheidungen zu wehren. ◊

Neuer Lehrstuhl für Gendermedizin

Gleichstellung — Die Medizinische Fakultät der Uni wird demnächst eine unbefristete Professur für Gendermedizin ausschreiben – spätestens bis Anfang 2024 soll sie besetzt sein, wie die Medienstelle auf Anfrage schreibt. Damit soll das medizinische Wissen über Unterschiede und Gleichheit von Männern und Frauen erhöht werden. Seit 2018 ist das Fach bereits durch die Kommission «Sex and Gender in Medicine» an der Uni vertreten. Diese treibt seit ihrer Gründung die Anwendung von geschlechtersensiblen Perspektiven in Forschung, Lehre und klinischer Praxis voran. [kai]

Co-Präsident vom VSUZH geht

Vorstand — An den letzten zwei VSUZH-Ratssitzungen wurden verschiedene Vorstandsposten neu besetzt. Doch seit Laura Galli im Frühjahr in die Co-Leitung gewählt wurde, ist der Platz neben

ihr an der Spitze des Studiverbands leer geblieben. Da war aber noch was: Co-Präsident Thomas Schmutz. Er kam und ging innert vier Monaten. Wer weiss, vielleicht war er enttäuscht darüber, dass die Wasserhähne am Irchel nicht repariert wurden? Jedenfalls war das sein einziges Anliegen, mit dem er zur ZS trat. Wir hätten darüber berichten sollen. [mac]

Die ETH spart Energie, die Uni noch nicht

Energiekrise — Um einer möglichen Energiemangellage vorzubeugen, hat die ETH Anfang Oktober begonnen, ihren Gas- und Energieverbrauch zu senken. Konkret wurde die Heiztemperatur in genutzten Räumen auf 20 Grad heruntergefahren, die Beleuchtung sowie auch der Gebrauch von warmen Wasser auf ein Minimum reduziert. Zur Beobachtung der Lageentwicklung hat die ETH ausserdem eine Taskforce ins Leben gerufen. Die Uni Zürich dagegen

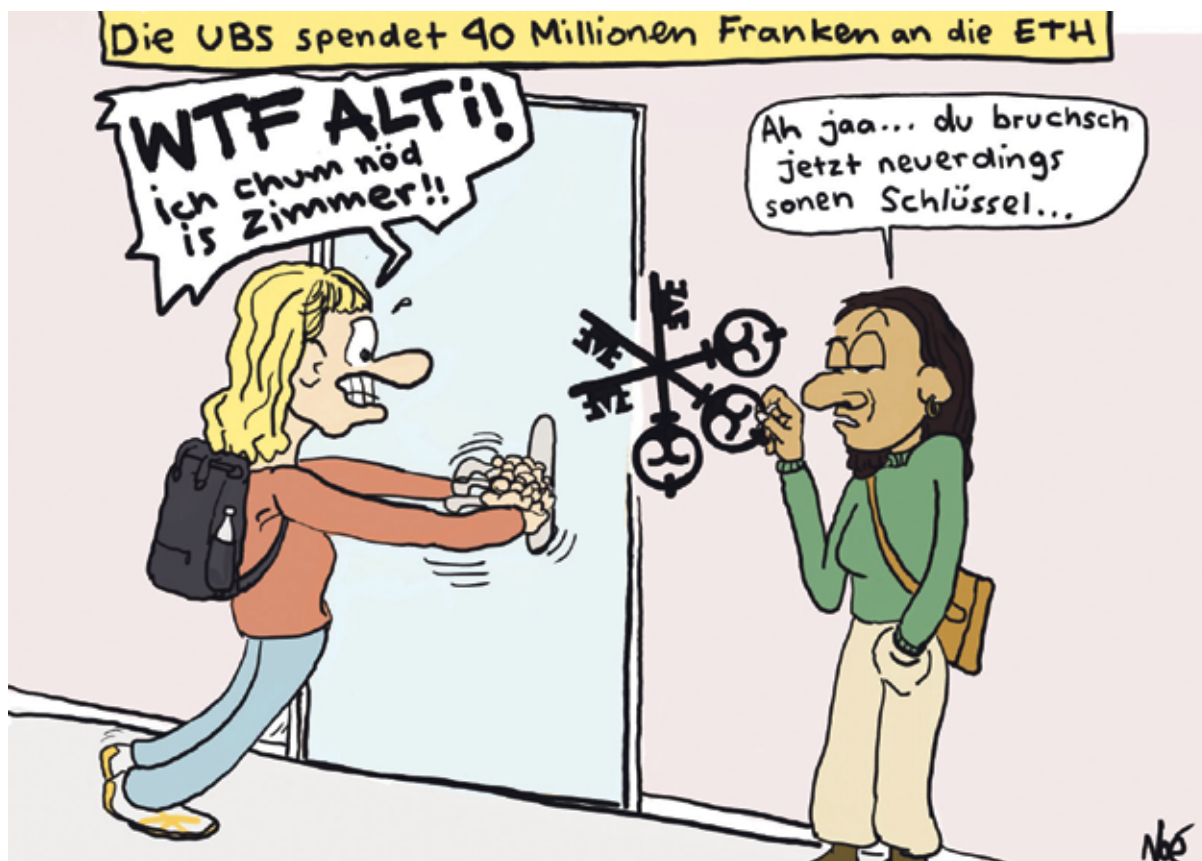
hat bisher (Stand 23.10) keine Massnahmen ergriffen, um Gas und Energie einzusparen. [kai]

Gratis Periodenartikel im VSUZH-Stübli

Übergangslösung — Bereits seit Oktober 2021 können an der ETH Menstruationsprodukte kostenlos bezogen werden. Auch die Uni Zürich meinte damals auf Anfrage der ZS, dass sie an einem ähnlichen Pilotprojekt arbeiten würde. Doch passiert ist seither nichts. Deswegen hat sich der VSUZH eingeschaltet und bietet nun als Übergangslösung im VSUZH-Stübli auf dem Irchel-Campus gratis Periodenartikel an. [kai]



Karikatur



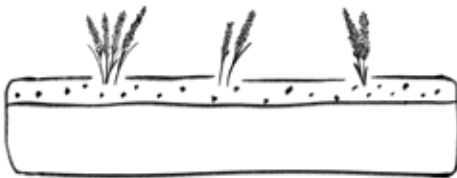
Hier zeichnet Noah Liechti von «Die Präsenz» für die ZS.

Die Würmer kehren zurück!

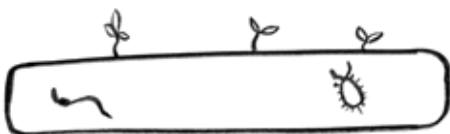
Eine Dissertation zeigt: Auch auf ehemals intensiv bewirtschafteten Flächen kann ein artenreiches Ökosystem entstehen.

Saskia Aeschbach (Text)

Lucie Reisinger (Grafik)

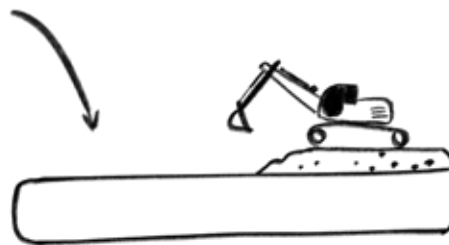


Unsere Ökosysteme stehen zunehmend unter Druck. Immer mehr Flächen werden für landwirtschaftliche Zwecke genutzt oder fallen der Ausdehnung des Siedlungsraums zum Opfer. Angesichts der akuten Biodiversitätskrise ist es von zentraler Bedeutung, funktionierende



Ökosysteme zu erhalten, die zunehmend aus unserer Umgebung verschwinden. Um dem Trend entgegenzuwirken, können intensiv bewirtschaftete Landwirtschaftsflächen wieder in naturnahe Grünflächen umgewandelt werden. Dies ist jedoch kein einfaches Unterfangen, da der Boden wegen der intensiven Düngung noch viele Jahre später zu nährstoffreich für die angestrebten Pflanzenarten sein kann. Eine Methode, mit der dieses Problem gelöst werden kann, ist der

sogenannte Oberbodenabtrag. Dabei werden die oberste Bodenschicht und die darin gespeicherten Nährstoffe abgetragen, so dass die gewünschten Pflanzenarten gedeihen können.



Umstrittene Bodenabträge

Den Erfolg von Bodenabträgen beurteilt Carol Resch im Rahmen ihrer Dissertation an der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL). Dafür vergleicht sie die Artenvielfalt auf restaurierten Flächen mit jener auf intensiv bewirtschafteten Flächen und mit artenreichen Wiesen auf nährstoffarmen Böden, sogenannten Magerwiesen. Obwohl sich die Methode in der Vergangenheit bewährt hat, kommt sie bisher selten zum Einsatz.

Dies liegt unter anderem an den damit verbundenen Kosten, die sehr hoch sind. In der Schweiz ist ein weiterer Aspekt von Bedeutung: Bodenabträge

stehen in Konflikt mit dem Bodenschutz. Die Befürchtung, dass ein Abtrag der obersten Schicht den Boden nachhaltig schädigt, ist ein zentrales Argument, das gegen diese Methode vorgebracht wird. Die wenigen bisher durchgeführten Langzeitstudien über den Erfolg von Oberbodenabträgen liessen den Einfluss auf die Funktionsfähigkeit des Bodens aber weitgehend ausser Acht.

Innert kürzester Zeit zu mehr Biodiversität

Im Gegensatz zu früheren Publikationen berücksichtigen Resch und ihr Team für die neue Studie nicht nur Pflanzen, sondern auch Bodenorganismen wie Mikroben und Fadenwürmer sowie weitere Eigenschaften des Bodens. Wie aufgrund früherer Forschungsergebnisse zu erwarten war, konnte sich die erwünschte Pflanzengesellschaft bereits nach wenigen Jahren etablieren. Anders als befürchtet erholten sich auch die Bodenlebewesen sehr schnell wieder von der massiven Störung durch den Bodenabtrag. Das Forschungsprojekt zeigt: Nach achtzehn Jahren waren weder die Zusammensetzung der Pflanzenarten noch diejenige der im Boden lebenden Arten von der Zusammensetzung in den untersuchten natürlichen Flächen zu unterscheiden. Und damit nicht genug: «Mit allen Studien, die wir durchgeführt haben, konnten wir zeigen, dass der Boden langfristig durch den Eingriff nicht gestört wird, sondern dass man sogar einen funktionell aufgewerteten Boden gegenüber intensiv bewirtschafteten Flächen erhält» – auch für Resch sei dies eine positive Überraschung gewesen.

Mithilfe der Strategie des Bodenabtrags kann also auch auf intensiv bewirtschafteten Flächen innert kürzester Zeit wieder ein artenreiches Ökosystem entstehen. Der damit verbundene Aufwand und die hohen anfänglichen Kosten sind deshalb eine sinnvolle Investition, um die gesetzten Naturschutzziele zu erreichen. «Die Renaturierungs-Community ist ziemlich pragmatisch und interessiert, neue Erkenntnisse umzusetzen», meint Resch. Man darf also hoffen, dass die Forschungsergebnisse möglichst rasch in die Praxis einfließen werden und somit bald für gute Neuigkeiten für den Naturschutz sorgen werden. ◇



Ein grosses Durcheinander: Die Universitätsbibliothek verbindet zahlreiche Standorte.

Ein umstrittenes Prestigeprojekt

Der Zusammenschluss aller Fachbibliotheken bewegt bisher vor allem die Mitarbeitenden. Was es mit dem Zentralisierungsprojekt «UB» auf sich hat.

Anna Luna Frauchiger (Text) und Simone Stolz (Illustration)

Die Gründung der Universitätsbibliothek Zürich Anfang Jahr ging an den Studierenden weitgehend unbemerkt vorbei, eine mediale Reaktion blieb aus. Dabei hatte es 2016 und 2017, zu Beginn der Ausarbeitung des Projekts Universitätsbibliothek (UB), Kritik gehagelt: Sogar die «Frankfurter Allgemeine» und «Die Zeit» berichteten über Befürchtungen, die Uni Zürich wolle Fachbibliotheken schliessen und

Bücher in externe Speicherbibliotheken auslagern. Bis das «Forum UZH» 2029 eröffnet wird, bleibt der Zusammenschluss jedoch organisatorischer Natur und die Standorte der Fachbibliotheken bleiben bis dahin bestehen. Neu wird der Buchbestand in sechs Bereiche unterteilt, denen jeweils vier bis elf Standorte angehören. Der Bereich 1 beispielsweise heisst «Geschichte, Kultur und Theologie» und der

Bereich 2 umfasst verschiedene juristische Bibliotheken. Ziel der Universitätsleitung war es, mit internationalen Vorbildern mithalten zu können.

Der verantwortliche Prorektor der Uni, Christian Schwarzenegger, meint: «Wir müssen am Bibliotheksstandort Zürich Digitalisierungs- und Innovationsschritte machen, die wir mit einer zentralen Organisation besser angehen

können.» Auch Silvia Meyer-Denzler, Co-Teamleiterin des Nutzer*innendienstes für den Philologie- und Betriebswirtschaftsbereich, hält eine Zentralisierung für überfällig. Sie schätzt daran, dass das Bibliothekspersonal nicht mehr den Instituten unterstellt ist, sondern Fachleuten aus dem Bibliotheksumfeld.

Für die Studierenden und Forschenden hat die interne Umstellung vorerst noch wenig Konsequenzen. Längerfristig ist geplant, dass Studierende mittels Legi rund um die Uhr Zugang zu den Bibliotheken haben und Bücher mittels Selbstausleihe beziehen können. Noch ist das aber Zukunftsmusik, genauso wie die Vision, dass universitäre Forschungsprojekte von Expert*innen der Informationsbeschaffung eng begleitet werden. Dafür wurden die sogenannten «Liaison Librarians» geschaffen, Bindeglieder zwischen den Instituten und der UB.

Aber bereits heute können Forschende wie Studierende über das neue Tool «Book a librarian» eine Beratungsstunde für ihre Recherche buchen. Und den bisher grössten Mehrwert der Reorganisation nach der ersten Projektphase bietet der Kurierdienst: Neu ist gewährleistet, dass ein Buch binnen 24 Stunden von einem beliebigen UB-Standort in die Zentralbibliothek oder jeden anderen UB-Standort geliefert wird.

Organisatorischer Wahnsinn

Es gibt allerdings auch Leidtragende der plötzlichen Umstellung: das Bibliothekspersonal. Zwar wurde Schwarzeneggers Versprechen gehalten, es würden keine Stellen gestrichen werden. Doch stattdessen wurden alle bisherigen Angestellten in der Organisationsstruktur neu platziert – eine aufwändige Umstellung für die Mitarbeitenden. Silvia Meyer-Denzler beschreibt den Zustand seit Jahresbeginn als «Megastress». Sie war bis 2021 Co-Leiterin: «Als neue Co-Bereichsleiterin für den Bereich 3 bin ich plötzlich nicht mehr für eine Bibliothek verantwortlich, sondern für sieben», sagt Meyer-Denzler, die bis 2021 Co-Leiterin der Bibliothek des Deutschen Seminars war.

Zusätzlich übernehme sie einige Stellenprozente als «Liaison Librarian» für das Fach Germanistik. Sie habe deshalb schlicht zu wenig Zeit gehabt, allen Mitarbeitenden zur Verfügung zu stehen. Täglich musste sie praktische Probleme

aufgrund der neuen Struktur bewältigen, dazu kamen Sitzungen zur Erarbeitung und Vereinheitlichung von neuen Abläufen.

Daniela Koller, Leiterin des Standorts Betriebswirtschaft, spricht über die banalen Schwierigkeiten der Umstrukturierung: «Plötzlich mussten wir dauernd Bücher von Standort zu Standort transportieren.» Hinzu kommen technische Umstellungen: Neu kommunizieren alle Mitarbeitenden der UB über Microsoft Teams und bearbeiten Anfragen der Nutzer*innen über ein Ticketsystem. «Die Mitarbeitenden stiessen Anfang Jahr an die Grenzen des Machbaren», bestätigt Rechtsprofessor Andreas Thier. Just jene Ziele, an deren Ausarbeitung er im Steuerungsausschuss beteiligt war, seien äusserst schwer umzusetzen, der Graben zwischen Konzept und Praxis sei gross.

«Die Mitarbeitenden stiessen Anfang Jahr an ihre Grenzen»

Andreas Thier, Rechtsprofessor
an der Universität Zürich

Die öffentlichen Reaktionen bei Projektstart sind leiser ausgefallen als erwartet. Anders als im Oktober 2017 als die Universität erstmals offiziell über das Projekt UB informierte und es zu lauten Protesten kam. Thier war einer der grossen Gegner. Er befürchtete eine Umverteilung finanzieller Mittel zulasten der Geisteswissenschaften, und dass die Interessen der Forschenden zu kurz kämen. Die Institutsbibliotheken wiederum wollten die Hoheit über ihre Budgets behalten. Inzwischen sind die finanziellen Mittel aller Standorte jedoch zentral gebündelt und den Instituten bleibt kein Spielraum. Die Studierenden letztlich befürchteten eine Sparübung, den Verlust ihrer gewohnten Lernwelten und der fachlichen Beratung in den Institutsbibliotheken.

Diese Befürchtungen hätten sich nicht bewahrheitet, findet Schwarzenegger. Die Einbindung von Studierenden und Fakultäten hätte dazu geführt, dass die Verabschiedung des Abschlussbe-

richts im Steuerungsausschuss schliesslich «eine harmonische Sache» war. Auch Timothy Schürmann, seit 2018 als Vertreter des VSUZH im Steuerungsausschuss des UB-Projekts, ist erfreut, dass die Uni- leitung Kritik und Anregungen der Mitglieder des Ausschusses aufnahm.

Doch die Einbindung von Fakultäten und Studierendenschaft kam eindeutig zu spät: Sie wurden erst 2018 in den Steuerungsausschuss aufgenommen, der zuvor seit 2016 nur aus Mitgliedern der Universitätsleitung bestanden hatte. Schwarzenegger hat seine Lektion also gelernt: «Wir müssen bei Grossprojekten möglichst viele Akteure einbeziehen», sagt er. Denn: «Hätten wir die Studierenden und Mitarbeitenden früher einbezogen, hätten wir Ängste entkräften können.»

«Wir wollten das Beste für die Studis»

Heute blicken aber alle Beteiligten nach vorne, sogar Andreas Thier: «Es ist nun mal der politische Wille, dass es ein zentralisiertes System gibt.» Die Entscheidung der Leitung akzeptiere er jetzt: «Der Steuerungsausschuss hat viele wichtige Ziele ausgearbeitet.» Ruedi Mumenthaler, Co-Direktor der UB, stellt «keine fundamentale Opposition mehr fest», nur noch punktuelle Einwände. Co-Teamleiterin Silvia Meyer-Denzler aber ist froh, noch vor Eröffnung des Forums UZH pensioniert zu werden. Dort ziehen ab 2029 die Bibliotheken aus fünf der sieben Bereichen ein. «Ich fürchte, dass der Bezug des Forums für die Mitarbeitenden nochmals so kräftezehrend wird wie der Wechsel zur UB», so Meyer-Denzler.

Ihrer Befürchtung steht der Optimismus der Projektleiter entgegen. Denn Schwarzenegger und Mumenthaler hegen Zukunftsvisionen. «Wir sind auf gutem Kurs!», will Schwarzenegger zitiert werden. Das wichtigste Thema für die Universitätsbibliotheken weltweit sei momentan, Forschungsergebnisse frei zugänglich und transparenter zu machen: «Bei der Open Science spielt international die Musik», so Mumenthaler. Die beiden geizen nicht mit Schlagwörtern: Die «Digital Literacy» müsse man fördern, genauso wie Projekte in den «Digital Humanities». Schwarzenegger zieht eine Bilanz der letzten sechs Jahre: «Wir wollten von Anfang an die besten Umstände für Studierende, Assistierende und Forscher*innen schaffen», erklärt er. ◊

Seit 1972 für die Psyche der Studis da

Die Psychologische Beratungsstelle von Uni und ETH feiert ihr 50-jähriges Bestehen. Sie kämpft mit einer stetig steigenden Nachfrage.

Elena Dima (Text) und Carlo Mariani (Bild)



«You got this», «Listen»: Diese Plakate waren zur Jubiläumsveranstaltung im Hauptgebäude der ETH ausgestellt.

«Ich war an einem Punkt in meinem Leben angekommen, an dem ich mich verloren gefühlt habe. Darum habe ich mich entschieden, mir professionelle Hilfe zu besorgen», heisst es auf einem Plakat der Psychologischen Beratungsstelle (PBS) von Uni und ETH. Die PBS hat Anfang Oktober ihr 50-jähriges Bestehen gefeiert und zum Jubiläum eine Ausstellung im Lichthof der Uni und im Hauptgebäude der ETH organisiert.

Dort waren Zitate von Studierenden zu lesen, die Hilfe der PBS in Anspruch genommen haben. Zudem gab es eine Podiumsdiskussion und verschiedene Workshops zum Thema psychische Gesundheit. Besonders die Ausstellung machte klar: Viele Studierende haben mit grossen psychischen Belastungen zu kämpfen. Diese haben oft mit Her-

ausforderungen im Studium zu tun, aber auch mit persönlichen und finanziellen Schwierigkeiten. Welche Verantwortung trägt dabei die PBS?

Mehr Anmeldungen, weniger Ressourcen

Die Beratungsstelle wurde als Folge der 68er-Bewegung gegründet. Die Studierenden forderten unter anderem eine Demokratisierung des Hochschulwesens, mehr Möglichkeiten zur Mitbestimmung und mehr Unterstützung im Alltag. Und die Proteste zeigten Wirkung: Vier Jahre später wurde die PBS ins Leben gerufen. Die Uni Zürich und die ETH galten dabei als Pioniere unter den Schweizer Hochschulen. In den Anfängen der Beratungsstelle konnten alle Studierenden eine längerfristige Beratung in Anspruch nehmen. 10 bis 15 Sitzungen pro Person waren

damals möglich. Doch die Ressourcen wurden knapper und die Zahl der Neuanmeldungen an den Hochschulen stieg, bis hin zu 1'700 im letzten Jahr. Deswegen kann die PBS heute nur noch wenige Sitzungen pro Person anbieten. Die Psycholog*innen der Beratungsstelle müssen in kurzer Zeit viele Studierende mit diversen Problemen betreuen.

Die Studienzeit an sich bringt schon diverse Herausforderungen mit sich. Die Psychologin Lilly Shanahan, die an der Podiumsdiskussion teilgenommen hat, beschreibt die Zwischenphase zwischen der Jugend und dem Erwachsensein als «Emerging Adulthood». Es handle sich um eine Phase, in der viele Veränderungen im Leben geschehen. Diese «Anhäufung von Lebensereignissen» könne zu psychischen Problemen führen.

Shanahan merkte an, dass das Gehirn in diesem Alter biologisch so eingestellt sei, dass man für mehr Risiken bereit ist. Wenn Studierende waghalsige Entscheidungen treffen, die ihre akademische, aber auch finanzielle Zukunft gefährden könnten, kann diese Risikobereitschaft negative Folgen haben. Daher sei eine professionelle Unterstützung für Studierende umso wichtiger.

Grossteil holt sich keine professionelle Hilfe

An der Podiumsdiskussion wurde auch über die Entwicklung der psychischen Probleme seit der Gründung der PBS diskutiert. Die Leiterin der PBS, Cornelia Beck, meint: «Die Fragen nach der eigenen Identität und Fragen, die sich auf das persönliche Umfeld beziehen, beschäftigen Studierende nach wie vor. Doch der Rahmen hat sich verändert: die Digitalisierung, die Globalisierung und dadurch die Internationalität.» Aktuelle Krisen wie die Pandemie oder der Ukraine-Konflikt, aber auch die laufende Entstigmatisierung psychischer Krisen haben dazu geführt, dass immer mehr Menschen Hilfe in Anspruch nehmen. An die PBS wenden sich im Schnitt drei Prozent aller Studie-

renden. Einer Umfrage vom Bundesamt für Statistik im Jahr 2020 ist jedoch zu entnehmen, dass 23 Prozent der Studierenden Symptome von mittleren bis schweren Depressionen aufweisen. Daraus lässt sich vermuten, dass sich ein Grossteil der Studierenden mit psychischen Belastungen keine professionelle Hilfe holt.

So stand die Podiumsdiskussion der Jubiläumsveranstaltung auch unter dem Motto «Let's talk about...». Es soll zeigen, dass Reden entlastet und dabei hilft, einen Perspektivenwechsel zu schaffen. Beck appelliert daran, «dass, wenn jemand psychische Belastungen verspürt, die Person wissen soll, dass sie nicht alleine ist.» Es lohne sich in der Regel, Hilfe zu holen. Doch dieser Appell steht im Widerspruch zu den fehlenden Ressourcen der Beratungsstelle, aufgrund dessen nur eine oberflächliche Behandlung möglich ist. «Ich wünsche der PBS, dass sie mit der Studierendenzahl wachsen und sich weiterentwickeln kann», so Beck. Doch dies liege im Hoheitsgebiet der Hochschulen. Die PBS kann selber nicht über ihre Ressourcen entscheiden.

Gabriele Siegert, Vize-Rektorin der Uni Zürich, meint, dass sich die Univer-

sitätsleitung diesen Problemen bewusst sei und diese auch ernst nehme.

Gruppen-Workshops wegen hoher Nachfrage

«Für die Uni Zürich gibt es zwei Ansätze, mit der steigenden Nachfrage nach psychologischer Beratung umzugehen. Eine Möglichkeit ist die Erhöhung der Ressourcen», so Siegert. In Zeiten knapper Mittel stosse die Uni hier an ihre Grenzen, zumal auch viele andere Stellen der Universität ihre Ansprüche anmelden würden. Ein zweiter Ansatz bestehe darin, mehr skalierbare Beratungsformate anzubieten, so zum Beispiel Gruppen-Workshops. Diskussionen um diese Formate würden in der Kommission PBS intensiv geführt.

Sie erwähnt jedoch: «Wenn ein Ressourcenantrag im Raum steht, wird die Universitätsleitung diesen – in Rücksprache mit der Hochschulleitung der ETH – sorgfältig prüfen.» Und so spielt sie den Ball wieder zurück an die Beratungsstelle, die darauf noch keine Antwort gibt. Eindeutig ist, dass die Nachfrage nach psychologischer Beratung bei Studierenden steigt und die PBS damit unter Druck steht, sich mit der Nachfrage weiterzuentwickeln. ◇



Ich analysiere die
aktuelle Wirtschafts-
entwicklung.
Ich arbeite für die Schweiz.

Philipp
Konjunkturanalyst,
Wirtschaftswissenschaften

[stelle.admin.ch](https://www.stelle.admin.ch)



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Bundesverwaltung

Arbeiten für die Schweiz



Bissfest – Wenn wir Risotto Carnaroli kaufen, denken wir kaum daran, wie edel dieses Produkt ist. Die Reissorte stammt aus dem Jahr 1945 und darf lediglich in der Region beim Po-delta am adriatischen Meer südlich von Venedig angebaut werden. Die opaleszenten, länglichen Reiskörner wachsen in durchschnittlich drei Meter unter dem Meeresspiegel liegenden Reisfeldern, die von der Brise des Mittelmeeres geküsst werden. So entsteht der König der Reise. Carnaroli-Reis hebt sich vor allem durch seine Kochfestigkeit von seinen Konkurrenten aus der Region ab – denn er muss «al dente» gekostet werden. [mac]

Rezept

Für das Kräuteröl drei Bündel grob geschnittenen Schnittlauch in 300ml erwärmtem Sonnenblumenöl fein mixen und durch ein Tuch passieren. Für den Risotto drei klein geschnittene Schalotten in drei Löffel Olivenöl, wenig Butter und einem Lorbeerblatt auf niedriger Stufe glasig anbraten. Unter Rühren 400g Reis dazugeben, fünf Minuten anbraten und mit einem Glas Weisswein ablöschen. Wenn der Wein verdampft ist, nach und nach ca. 1,5l heisse Gemüsebrühe dazugeben und bis zur richtigen Bissfestigkeit köcheln. Mit 100g geriebenem Pecorino, wenig Butter, Salz, Pfeffer und frischem Zitronensaft abschmecken und zusammen mit dem Schnittlauchöl und in Olivenöl heiss angebratenen Kräuterseitlingen geniessen. [svn]

Zürcher Studierendenzeitung

100. Jahrgang
Ausgabe 5/22
www.zsonline.ch

Verlag

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Geschäftsleitung

Jonathan Progin
jonathan.progin@medienverein.ch

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Redaktionsschluss 6/22: 18.11.2022

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

28'164 (WEMF 2022), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion

Narisara Behrends, Anahí Frank [af], Lukas Heinser, Carlo Mariani [mac], Jon Maurer [jon], Lucie Reisinger, Leah Süß, Kai Vogt [kai]

Mitarbeit

Saskia Aeschbach, Camilla Bellmann, Elena Dima, Ella Eloquentia, Anna Luna Frauchiger, Isabelle Koch, Sven Kury [svn], Marco Neuhaus [man], Joel Schriber, Lea Schubarth [lea], Miriam Thölke

Bilder und Illustrationen

Mark Blum, Sumanie Gächter (Cover und Aufschlag), Noah Liechti, Una Rusca, Linn Stählin, Simone Stolz, Alexandre Valin, Josefin Walker

Lektorat

Stephanie Caminada

Produktionssong #5/22

Shervin Hajipour – Baraye



Heinser

Vom Taschendieb zum Gangster

Peng! — Eigentlich will Dickie Dick Dickens nur ein einfacher Taschendieb sein. Durch Chicago streifen, ein paar ehrliche Diebstähle verrichten und abends seinen geliebten Wiener Walzer spielen. Doch dann sieht er sich eines Tages gezwungen, ein wichtiges Bandenmitglied zu töten; der Anfang seines Aufstiegs zum «grössten Gangster, den die Unterwelt von Chicago je ausgespuckt hat». Die Hörspielserie aus den 50ern hat kein bisschen an Witz und Spannung verloren.

«Dickie Dick Dickens» – als CD oder MP3



Maurer

Verwirrende Kunst

Dunkler Zauber — Auf meinem Fenstersims liegen zurzeit zwei Bücher: Franz Kafkas Erzählungen und Georg Trakls Gedichte. Der Erste irrt durch stundenlange Labyrinth und steht vor dem Gesetz. Der Zweite sieht in abendlichen Antlitzen das Unheil und singt ein Lied auf die Vergänglichkeit. Klingt sehr düster. Ist es auch. Trotzdem helfen mir die beiden Poeten, den dunkler werdenden Abenden einen Zauber abzugewinnen.

Irre Literatur – in jeder Bibliothek zu finden



Frank

Aus dem Nähkästchen plaudern

Auf der Couch — Beste Freund*innen, Nudelsuppen und Saufgelage in Ehren: Sie können und sollten nicht alle Probleme lösen. Manchmal braucht man professionelle Hilfe. Um die passende zu finden, kann auf dieser Webseite nach Verfügbarkeit, thematischem Schwerpunkt und Therapiestil gefiltert werden. Und damit eine Therapie gefunden werden, die so hilfreich ist, dass man sie, wie ich, all seinen Freund*innen, Verwandten und Bushaltestelle-Bekanschaften aufdrängen will.

Therapievermittlung.ch – gratis



Behrends

Es gackert im Hühnerhof

Oberstübchenkonzert — Meine Gedanken haben ein Eigenleben. «Da brütet Nari wieder über der Pflichtlektüre: Wollen wa was singen?» Und schon jauchzen alle Gehirnzellen: «Ich wollt' ich wär' ein Huhn! Ich hätt' nicht viel zu tun...» Ich lese einen Satz zum vierten Mal und verstehe ihn nicht. «Ich brauchte nie mehr ins Büro...» Ich finde Gefallen an dem Lied und murmle fokussiert weiter: «Und du wärst dämlich, aber froh!» Tja, möchte man das? Jetzt aber eins, zwo, drei: Konzentration! (*Zaghafte*) «Bok, bok, bok.»

Lieder von Comedian Harmonists



Mariani

Ein Hauch Paris

Romantik — Die Zürcher*innen stiefeln im Winter schon früh morgens im Dunkeln durch die Stadt. Finstere Mienen, das Blaulicht vom Smartphone aufs Gesicht gerichtet. Da hilft ein wenig Romantik. Zum Beispiel, wenn man über eine französisch anmutende Bogenbrücke mit schönen Strassenlaternen spaziert. Mit Bronzelöwen auf den Eckpfeilern. Und an Paris denkt. Der Bauingenieur Robert Mailart hat 1899 für Zürich eine Brücke gebaut.

Stauffacherbrücke – gratis



Süß

Weisses Pulver

Aufgeputscht — Ich kann nicht mehr denken, ich kann nicht mehr atmen. Alles ist dumpf, schwer, taub, und vor mir liegt ein Berg an Uniarbeit. In meiner Not greife ich zum weisen Pulver, das in den vergessenen Tiefen einer Schublade schlummert. In Wasser aufgelöst und sofort eingenommen. Der Effekt ist so unmittelbar, er überrascht mich jedes Mal aufs Neue. Ein Hoch auf die Schulmedizin!

Neocitran Grippe (12 Stk.) – 20,50 Franken



Reisinger

Im Lot

Bewegungsfreiheit — Die Idee stammt von einer tschechischen Grossmutter. Der Stoff schmiegt sich an meinen Fuss. Die 90 statt den üblichen 120 Grad entsprechen der Form der menschlichen Fersen und garantieren einen optimalen Halt: kein Nachjustieren nötig, kein Verrutschen, keine Falten am Fussrist. Die schönen Farben ragen stets aus meinen Schuhen hervor. Es sitzt.

Rechtwinklige Socken Muji – 12,95 Franken

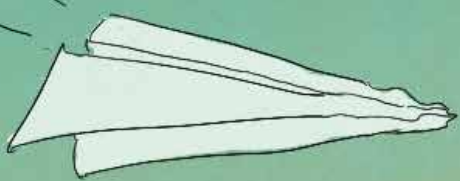


Vogt

Der Beste der Stadt

Jubiläum — Genau ein halbes Jahrhundert ist es her, als in Berlin das erste Mal ein Döner Kebab über die Theke ging. Mittlerweile gehört das Gericht zu den Klassikern der Fast-Food-Kultur, auch in Zürich. Den Besten der Stadt gibt es bei Mit&Ohne, gleich neben dem Lochergut: Das Pita-Brot wird direkt vor den Augen frisch gebacken und neben Fleisch wird auch Planted Chicken (gleicher Preis) angeboten. Dazu: eine grosse Auswahl an frischen Zutaten und selbstgemachten Saucen.

14,50 Franken, die sich lohnen



Massesterben
Fluten, Tsunami



Finde die Schuldigen



«Eine Herausforderung für die Menschenrechte»

Am Internationalen Gerichtshof in Strassburg häufen sich die Klagen wegen Schäden des Klimawandels. Rechtswissenschaftlerin Corina Heri erklärt.

Jon Maurer (Interview) und Mark Blum (Bild)

Frau Heri, kürzlich hat sich eine Lausanner Professorin für die Klimagerechtigkeit an den Asphalt gelehnt, um eine Autobahn zu blockieren. Würden Sie so etwas auch tun?

An einer Blockade war ich ehrlich gesagt noch nie dabei (lacht). Als Rechtswissenschaftlerin beschäftige ich mich auf andere Weise mit der Klimakrise. Wichtig ist mir im Kontext des Klimawandels die «Legal Imagination», das juristische Vorstellungsvermögen.

Sie arbeiten mit Professorin Helen Keller an einem Projekt, das sich um «risk based climate litigation» dreht. Worum geht es?

Wir untersuchen die Versuche, Anliegen der Klimagerechtigkeit gerichtlich durchzusetzen. Immer häufiger wird das via die Grundrechte oder Menschenrechte getan. Klagen werden zum Beispiel an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg gerichtet. Wir schauen uns an, welche Argumente verwendet werden und welche Rolle die Gerichte spielen. Zudem haben wir eine Datenbank angelegt, wo wir diese «Klimaklagen» erfassen.

Was bedeutet denn eigentlich Klimagerechtigkeit?

Es geht im Allgemeinen darum, dass der Klimawandel die Weltbevölkerung ungleich trifft und dass ungerecht mit diesen Folgen umgegangen wird. Da gibt es zum Beispiel die Vorstellung der Generationengerechtigkeit. Man sagt: Das, was heute getan wird, schädige zukünftige Generationen übermässig. Oder die geografische Perspektive: Länder im globalen Norden tragen mehr zum Klimawandel bei, die Folgen sind im globalen Süden aber stärker zu spüren.

Diese Klimaklagen berufen sich auf die Europäische Menschenrechtskonvention

(EMRK). Ist das eine sinnvolle Grundlage für Klimaklagen?

Die Schäden der Klimakrise konnte sich vor mehr als 70 Jahren niemand vorstellen. Das menschenrechtliche Instrumentarium steht deshalb vor grossen Herausforderungen. Auf der anderen Seite ist klar: Um die Menschenrechtsverletzungen, die der Klimawandel mit sich bringt, kommen wir nicht herum. Aber wie genau man diese menschenrechtlich erfassen kann, steht noch nicht definitiv fest.

«Der verurteilte Staat müsste Massnahmen zur Wiedergutmachung treffen»

Wie bearbeitet man Klimaklagen heute?

Naturwissenschaftlich arbeitet man mit verschiedenen Sicherheitsniveaus, zum Beispiel den IPCC-Reports. Diese machen Prognosen im folgenden Stil: «Wenn die Emissionen um X steigen, erhöht sich das Risiko für Fluten um Y». Juristisch betrachten wir das ein wenig anders. So gibt es als Standard das Präventions- und Vorsorgeprinzip. Der Gerichtshof in Strassburg spricht auch von «due diligence». So können Staaten dazu verpflichtet werden, vorsichtig zu sein, entsprechend dem Wissen um die Schäden, die der Klimawandel verursachen kann. Dann wären sie auch verpflichtet, Vorsichtsmassnahmen zu treffen, beispielsweise eine Reduktion der CO₂-Emissionen anzuordnen.

Das heisst, man muss zwischen den CO₂-Emissionen und dem Schaden keine direkte Kausalität nachweisen?

Genau. Stattdessen könnte man argumentieren, dass der angeklagte Staat zu wenig vorsichtig war. Dass er um die Schäden wusste und trotzdem zu wenig Vorsichtsmassnahmen getroffen hat und somit indirekte Mitschuld am Schaden trägt.

CO₂ stossen aber alle Länder der Welt aus. Ist es sinnvoll, nur einen Staat anzuklagen?

In juristischen Kreisen wird das die Frage nach der extraterritorialen Verantwortlichkeit genannt. Das Szenario: Eine Person aus dem Ausland wendet sich an die Schweiz und klagt, die Schweiz hätte zu viele Emissionen verursacht und würde sie, die Person, dadurch schädigen. Es ist unklar, inwieweit solche Ansprüche und Klagen möglich sein werden oder möglich sein sollten. Die Menschenrechte der EMRK lassen solche Klagen grundsätzlich nicht zu. In Fachkreisen ist man dagegen, das zu ändern, weil die Folge zweifellos eine Flut von Klagen wäre.

Spielen wir doch den Fall der Klimaseniorinnen durch, deren Verein die Schweiz angeklagt hat. Das Argument: Ältere Frauen seien besonders von der Klimakrise betroffen, insbesondere von Hitzewellen. Ihr Risiko, deswegen zu erkranken oder zu sterben, sei übermässig angestiegen, was eine Menschenrechtsverletzung darstelle.

Zu den Menschenrechtsverträgen verpflichten sich Staaten. Das heisst, es sind immer Staaten, die im Falle von Menschenrechtsverletzungen angeklagt werden. Klagen können einzelne Personen, oder auch andere Staaten. In diesem Fall war es ein Verein. Ihre Klage wurde in der Schweiz abgewiesen, weshalb sie nach Strassburg weitergezogen sind. Es könnte sein, dass dieser Fall der allererste sein

wird, in dem der Gerichtshof eine Menschenrechtsverletzung anerkennt, deren Ursache der menschengemachte Klimawandel ist.

Auf welche Artikel der EMRK berufen sich solche Klagen?

In der Regel bezieht man sich auf Artikel 2 und 8 der EMRK: Das Recht auf Leben und das Recht auf Privat- und Familienleben. Jedoch stellen wir fest, dass es noch mehr Menschenrechte gäbe, auf die man sich berufen könnte. Zum Beispiel das Verbot von Diskriminierung. Denn die Klimakrise trifft ja gewisse Bevölkerungsgruppen heftiger als andere. Oder man argumentiert mit dem Folterverbot, dass der Klimawandel psychische Schäden verursachen

kann, die als Folter bezeichnet werden können. Des Weiteren kann man sich auf menschenrechtliche Verfahrensgarantien beziehen – das Recht auf ein faires innerstaatliches Verfahren oder das Recht auf eine Beschwerde.

Mal angenommen, die Klimaseniorinnen würden Recht bekommen. Wie würden sie dann entschädigt?

Vom Gericht in Strassburg erhält man in der Regel keine oder nur monetäre Entschädigungen, «just satisfaction» genannt. Man muss diese jedoch beantragen. Und die Schweiz müsste das Urteil des Gerichts dann umsetzen. Zum Beispiel durch eine Gesetzesänderung zur stärkeren Reduktion der CO₂-Emissio-

nen. Dafür müsste die Schweiz eine Lösung finden, würde aber vom Committee of Ministers des Europarats begleitet. Der Fall, dass der Gerichtshof in Strassburg selbst eine spezifische Massnahme, zum Beispiel ein Gebot zur Änderung eines bestimmten Gesetzes, anordnet, ist extrem selten, aber möglich.

Was würde geschehen, wenn die Schweiz gar keine Massnahmen ergreifen würde?

Für diesen Fall hat der Gerichtshof ein spezielles Verfahren entworfen, das sogenannte «infringement proceeding». Dabei wird eine Konventionsverletzung festgestellt. In ganz schlimmen Fällen können Staaten sogar aus dem Europarat ausgeschlossen werden.

In der jetzigen EMRK gibt es keinen Artikel, der sich auf den Klimawandel oder die Umwelt bezieht. Sollte sich das nicht ändern?

Es gibt tatsächlich Versuche, ein neues Menschenrecht in die EMRK einzufügen: das Recht auf eine gesunde Umwelt. Zurzeit wird an einem Protokoll dazu gearbeitet, welchem die Staaten dann beitreten könnten. Andere Gremien sind diesbezüglich schon weiter. Die UNO hat das Recht auf eine gesunde Umwelt diesen Sommer anerkannt, ebenso der Interamerikanische Gerichtshof für Menschenrechte.

Ein Recht auf eine gesunde Umwelt klingt vielversprechend!

Das Vorhaben ist aber zweischneidig. Wenn man ein eigenständiges Menschenrecht bezüglich Klimakrise und Umwelt einführt, dann betont man zum einen die Wichtigkeit von Umweltfragen als Menschenrechtsfragen. Das ist gut. Auf der anderen Seite: Würden viele Staaten das neue Menschenrecht nicht anerkennen, kann es sein, dass man im Endeffekt noch weniger Schutz hätte als heute. Man würde die Ablehnung dieses Rechts als Signal sehen, und der Gerichtshof in Strassburg würde bei Klimaklagen mehr Zurückhaltung zeigen. Wie Jurist*innen gerne sagen: «Es chunt druf a».

Corina Heri ist Postdoktorandin an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich. Zusammen mit Professorin Helen Keller startete sie das Forschungsprojekt «Climate Rights and Remedies». Daneben arbeitet Heri an ihrer Habilitation zu Rechtsstreitigkeiten im öffentlichen Interesse.





*Dagegen kämpfen junge und indigene Aktivist*innen: In Argentinien geraten Brandlegung ausser Kontrolle.*

Der globale Norden soll zahlen

In Südamerika leidet die Bevölkerung unter den Folgen der Klimakatastrophe. Aktivist*innen wollen die Verantwortlichen zur Kasse bitten.

Anahí Frank (Text)

«La deuda es con el Sur» malten am vergangenen Freitag argentinische Demonstrat*innen auf Pappschilder und Bettlaken. In Buenos Aires demonstrieren sie dafür, dass der globale Norden seine Schulden begleiche und den ärmeren, südlichen Staaten finanziell durch die Klimakrise helfe. Dass Schwellenländer wie Argentinien finanzielle Unterstützung brauchen, ist offensichtlich. Doch

wieso sollen Europa und Nordamerika dem Land etwas schulden, wenn Argentinien selbst wie viele andere Staaten des globalen Südens hoch verschuldet ist?

Sümpfe abbrennen für Fleischproduktion

2018 hat die damalige argentinische Regierung unter dem rechten Präsidenten Maricio Macri ein 57 Milliarden Dollar schweres Darlehen vom internationalen

Währungsfond (IWF) akzeptiert – das 21. in der Geschichte des Landes. Dies allerdings gegen den Willen eines Grossteils der Bevölkerung: Viele Argentinier*innen machen die Politik des IWFs für die Finanzkrise 2001 verantwortlich und sogar der IWF selbst gesteht zentrale Fehler ein. 2022 kämpft Argentinien so mit einer massiven Inflation und dem Abzahlen von Schulden. Unter diesen Umständen

bleiben kaum Ressourcen, um auf grüne Technologien umzustellen und sich auf die Folgen des Klimawandels einzustellen.

Dabei wäre beides dringend nötig: «In Argentinien sind die Folgen der Klimakatastrophe schon deutlich spürbar», erzählt die Jus-Studentin und Aktivistin von Fridays for Future Argentina Sofia Vergara am Telefon. «Im Januar hatten wir nicht nur einen Rekord-Hitzesommer, sondern auch verheerende Brände in den Sumpf- und Waldgebieten.» Allein im vergangenen Sommer hat das Feuer eine Fläche von mehr als einer Million Fussballfeldern zerstört. Doch diese Brände lassen sich nur teilweise durch Umweltfaktoren wie die immer häufiger werdenden Hitzeperioden und Dürren erklären. Umweltorganisationen wie Greenpeace vermuten, dass viele ausser Kontrolle geratene Brände absichtlich gelegt wurden, um in der Wildnis Platz für die Landwirtschaft zu schaffen. Wichtige Produkte der argentinischen Agrikultur sind die Viehzucht und das Soja – das zu 70 Prozent als Futtermittel für die Tiere bestimmt ist. Auch die Schweizer Fleischproduktion ist von ausländischer Sojaproduktion abhängig. Laut Greenpeace fressen die Schweizer Nutztiere so viel ausländisches Soja wie auf einer Fläche von 400'000 Fussballfeldern wächst.

Der IWF soll die Schulden erlassen

Somit versorgt Argentinien wie viele andere Länder des globalen Südens den Norden mit Lebensmittel und Rohstoffen – während die Natur und die einheimische Bevölkerung Schaden nimmt. «Der Staat hat die Verantwortung, dafür zu sorgen, dass die Grundrechte eingehalten werden», hält Sofia Vergara fest. Dennoch sieht sie einen Teil der Verantwortung bei den profitierenden Konzernen. «Internationale Firmen machen in Argentinien Dinge, die sie zuhause nie machen würden.» Tatsächlich sind internationale Grosskonzerne bei der Sojaproduktion stark vertreten: 90 Prozent der exportierten Ernte wird von nur zehn Firmen produziert und mehr als zwei Drittel davon gehören Firmen mit Sitz in den USA, Europa oder China. Für diesen Profit und die Umstände, unter denen er erzeugt wird, möchte Vergara die nördlichen Länder nun zur finanziellen Verantwortung ziehen.

Mit dieser Haltung ist sie und sind die anderen demonstrierenden Gruppen in Argentinien nicht allein: Unter dem Stichwort «Climate Debt» kämpfen Aktivist*innen auf der ganzen Welt dafür, dass Staaten des globalen Südens Schulden erlassen werden – etwa Argentinien Schulden an den IWF. Den IWF einfach nicht zurückzahlen wäre hingegen ein grosses Risiko: Es drohen der Ausschluss vom Weltmarkt und der Verlust möglicher Kreditpartner*innen. Deshalb fordern Aktivist*innen, dass der IWF die Schulden offiziell erlässt.

Finanzielle Kompensation fordern Klima-Aktivist*innen nicht nur für heutige Ereignisse. Viele, wie beispielsweise Fridays for Future Peru, verweisen auf die historische Kolonisation, die durch Ausbeutung der Rohstoffe und Versklavung die europäischen Staatskassen gefüllt hat. Zur Illustration: Im 16. Jahrhundert

Die reichsten zehn Prozent verursachen fünfzig Prozent der Emissionen.

begann das spanische Imperium damit, indigene Zwangsarbeiter*innen einzusetzen, um im Cerro Rico in Bolivien Silber zu fördern. Bis ins 18. Jahrhundert hinein stammten 80 Prozent des Silbers im weltweiten Umlauf aus dieser einen Mine.

Ungerecht finden viele auch, dass reiche Länder mehr Treibhausgas-Emissionen verursachen als arme Länder: Die reichsten zehn Prozent der Weltbevölkerung sind für mehr als 50 Prozent der weltweiten Emissionen verantwortlich. Gleichzeitig leiden die Länder des globalen Südens häufig schneller und stärker unter der Klimakrise: Weil ihnen die Ressourcen für die Umstellung fehlen, weil sie mehr von Landwirtschaft und natürlichen Ressourcen abhängig sind oder weil sie in Regionen liegen, die besonders heftig betroffen sind.

Auch im Amazonas-Regenwald in Bolivien ist der Klimawandel bereits spürbar. In der nördlichsten Provinz Pando sind Paranüsse das wichtigste Exportgut. Doch

die unvorhersehbaren Wetterphänomene haben den Handel mit Paranüssen zu einem riskanten Geschäft gemacht. Die bolivianische Hilfsorganisation «Acea» unterstützt die Paranuss-Produzent*innen dabei, sich an die neue Situation anzupassen, indem sie beispielsweise neue Einnahmequellen erforscht. «Ausserhalb der Paranuss-Saison wachsen die Acai-Beeren auf Palmen. Wir zeigen den Sammler*innen, wie sie diese gewinnbringend und sicher ernten können», berichtet Liliana Lorini, Koordinatorin des Bereichs Gesellschaftsentwicklung bei «Acea». Um die Acai-Beeren zu pflücken, klettern in Bolivien Sammler*innen auf 25 Meter hohe, wild wachsenden Palmen. Diese Methode bringt offensichtliche Schwierigkeiten mit sich, doch auch einen grossen Vorteil: Der Wald wird sich selbst überlassen. Weil auch die Paranuss wild wächst und vom Waldboden aufgeammelt wird, wurde in der Provinz kaum gerodet. «Pando ist wie eine grüne Insel in einer bereits stark zerstörten Region», so Lorini.

Indigene schützen den Wald am besten

Unterstützung für die lokale Gemeinschaft geht hier also Hand in Hand mit Naturschutz. Das lässt sich auch auf einer höheren Ebene beobachten: In Amazonas-Gebieten, die von indigenen Gemeinschaften geführt werden, wurde bisher zehnmal weniger Wald zerstört als in Gebieten, die nicht unter indigener Kontrolle stehen. Damit ist der Wald in indigenen Territorien ähnlich gut geschützt wie in Naturschutzgebiete

Auch für Fridays for Future Argentina spielt die Gemeinschaft eine grosse Rolle – wenn vielleicht auf eine andere Weise. Vom 19. bis zum 21. Oktober fand in Buenos Aires ein internationales Treffen von Bürgermeister*innen für nachhaltigere Städte statt. Von diesem Treffen erhofft sich Vergara wenig: «Es ist sehr wahrscheinlich, dass viele der brennendsten Probleme ungelöst bleiben.» Umso mehr freut sie sich dagegen auf die Fridays for Future-Aktivist*innen, die sich in der Hauptstadt versammeln werden. Gemeinsam wollen sie für Klimagerechtigkeit und grünere Städte protestieren. «Die Freundschaft mit anderen Aktivist*innen und das Engagement von so vielen Leuten zu sehen, ist das, was mir am meisten Mut macht.» ♦

Mit halbem Fuss in der Zukunft

Die Uni Zürich zögert mit Klimapolitik. Die Leuphana-Uni macht es anders.

Narisara Behrends und Lukas Heinser (Text), Lucie Reisinger (Grafik)

In der Verfassung des Kantons Zürich, im Universitätsgesetz, in der Universitätsordnung und im Leitbild der Uni: Überall finden sich Verweise auf die ethische Verantwortung des Staates und seiner Institutionen. Hervorgehoben werden auch die Folgen, welche deren Handeln auf Tiere, Natur und kommende Generationen haben. Die Universität Zürich ist somit verpflichtet, Nachhaltigkeit in Betrieb, Forschung und Lehre zu fördern. Laut Daniel Müller Nielaba, Professor für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft an der Uni Zürich und ehemaliger Dekan der Philosophischen Fakultät, hat die Hochschule der Nachhaltigkeitsfrage aber noch aus einem weiteren Grund Rechnung zu tragen: «Alle Institutionstheorien, die ich kenne besagen, dass manche Institutionen – und darunter gehören die Universitäten – in Bezug auf ihren Umgang mit Wissen eine besonders hohe Aufmerksamkeit erwecken.» Eine Universität habe also, ob sie das wolle oder nicht, eine Vorbildfunktion.

Seit 2014 führt die Uni Zürich ein Nachhaltigkeitsteam und eine dazugehörige Kommission. 2019 wurde zusammen mit der Unileitung die sogenannte Sustainability Policy verabschiedet – eine Verordnung mit verbindlichen Zielen und Anweisungen an alle Fakultäten bezüglich Nachhaltigkeitsforschung und der Verminderung von CO₂-Emissionen. Damit soll die Uni bis 2030 klimaneutral sein. Ihre Treibhausgasemissionen hat die Hochschule seit 2008 bereits um nicht unbeeindruckende 38 Prozent gesenkt. Und trotzdem haben es die aktuelleren Zahlen in sich: Rund 5'380 Tonnen CO₂ wurden 2020 durch den eigenen Energiebedarf verursacht. 2018, bevor die Pandemie den Betrieb einschränkte, entstanden 6'545 Tonnen CO₂ allein durch Flugreisen der Mitarbeitenden und eingeladenen Gäste. Das entspricht einem Drittel aller Emissionen der Institution.

Die Unileitung möchte die Flugemissionen bis 2030 um mindestens 53 Prozent senken. In der Umsetzungsstrategie der Policy stehen dazu Sätze wie: «Die Unileitung beauftragt die Fakultäten und Organisationseinheiten zur Setzung periodischer Ziele, um diese Treibhausgasemissionen zu reduzieren.» Viel konkreter wird es nicht. Mit anderen Worten: Die Unileitung schiebt die Verantwortung nach unten ab.

«Die Uni schafft ihre wissenschaftliche Legitimität ab.»

Daniel-Müller Nielaba, Professor für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

Ina Schelling war bis im Sommer 2022 eine von zwei Vertreter*innen der Studiendenschaft in der Nachhaltigkeitskommission. Sie bestätigt: «Von der Unileitung wird oft an die Eigenverantwortung der Mitarbeitenden und Studierenden appelliert – Eigenverantwortung allein funktioniert in unserer Gesellschaft aber einfach nicht. Sonst hätten wir schon vor 20 Jahren bessere Lösungen gehabt.» Ähnliche Worte lässt Kai Niebert verlauten. Er ist Professor für Fachdidaktik Naturwissenschaften und vertritt in der Nachhaltigkeitskommission die Philosophische Fakultät. Diese hat kürzlich eine obligatorische Abgabe von mindestens 130 Franken auf jeden Flug beschlossen. Aber: «Aus der empirischen Forschung wissen wir, dass ein Fokus auf Instrumente wie Abgaben die Emissionen bis 2030 nie in der notwendigen Art senken werden.» Dafür müssten wir – müsse die Unileitung – konsequenterweise auch überlegen, wo Dozierende oder Partne-

runiversitäten gewonnen würden. Denn je nach Auswahl dieser Partner*innen verlängern oder verkürzen sich die entsprechenden Flüge.

Keine verbindliche Sanktionen

Der Unwille der Unileitung, konkretere Massnahmen zu bestimmen, zeigt sich in zahlreichen Paragraphen der Umsetzungsstrategie. Auch der «Nachhaltigkeit des Verpflegungsangebots» sind einige Absätze gewidmet – für Fleisch betriebene Tierhaltung schadet dem Klima bewiesenermassen stark. Doch auch hier wird das Problem nicht an der Wurzel gepackt. Nielaba versucht dies zu veranschaulichen: «Menüplan der unteren Mensa diese Woche: Täglich drei Mittagessen, zwei davon fleischbasiert. So schafft die Uni ihre eigene wissenschaftliche Legitimität ab.» Ja: Bei Vorschlägen zu Massnahmen sehe sich, wer institutionell Verantwortung übernehmen möchte, oft dem Vorwurf des ideologischen Denkens ausgesetzt.

Und was hindert die Uni daran, Flugreisen mehr einzuschränken? «Es ist darauf zu achten, dass die (...) Freiheit der Forschung und Lehre (...) nicht tangiert werden», heisst es in der Policy. Dabei geht es wohl um die Angst vor einem Verlust der Konkurrenzfähigkeit in der Forschung. Doch weder Nielaba noch Niebert sehen darin eine reelle Gefahr. Gemäss Policy will die Uni die verursachten Emissionen nur um 50 Prozent sinken. Der Restschaden soll durch Forschung und Lehre zur Bekämpfung des Klimawandels ausgeglichen werden. Doch Niebert sieht auch hier zu wenig Handlungswille: «Um die Uni Zürich zu einem Ort zu machen, der für und von Nachhaltigkeit lebt, kann es nicht darum gehen, ein paar zusätzliche grüne Angebote zu schaffen, um das Lehrangebot zu füllen.» Nein, in jeder Lehrveranstaltung und in jedem Forschungsprojekt sollte ein Bezug zu min-

destens einem der 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen hergestellt werden.

Nachfrage bei Gabriele Siegert, Prorektorin der Uni Zürich: Genügen die beschlossenen Massnahmen zur Erreichung der Klimaneutralität 2030? Was wäre das Problem einer zentral gesteuerten Policy? Und kommt die Uni ihrer Vorbildfunktion nach, wenn sie die Betriebsemissionen nur um 50 Prozent senkt? «Diese Fragen kann ich Ihnen nicht beantworten. Jede Antwort darauf wäre Spekulation.» Verbindliche Massnahmen oder Sanktionen bei Nichterreichen der Ziele bis 2030 sind nicht vorgesehen. Chancen auf Besserung sehen Schelling und Nielaba aber beide. Ihr Schluss: Die Unileitung muss mehr Verantwortung übernehmen. Die Studis sollten aber ihre Einflussmacht nicht unterschätzen.

Seit Beginn dem Klima verschrieben

Während manche Hochschulen dem Thema Nachhaltigkeit halbherzig entgegenblicken, hat eine Universität unweit der Lüneburger Heide in Deutschland die Dringlichkeit des klimafreundlichen Handelns bereits vor 16 Jahren erkannt. Lüneburg ist Sitz der Leuphana Universität. Sie zählt zu den mittelgrossen öffentlichen Universitäten in Deutschland. 1946 als Pädagogische Hochschule gegründet, wurde darauf eine Stiftungsuniversität, die sich seit 2003 nicht mehr in direkter Trägerschaft des Landes Niedersachsen befindet. Mit Hinblick auf den gesetzlichen Auftrag des niedersächsischen Landtags wurde die Leuphana zur Modelluni für den Bologna-Prozess. Sascha Spoun, Wirtschaftswissenschaftler und Präsident der Leuphana, gestaltet den nachhaltigen Kurs der Universität seit 2006 bedeutend mit. «Wir brauchten ein Konzept, das uns von den anderen 85 Universitäten in Deutschland unterscheidet», sagt Spoun. «Zu Beginn haben wir darüber nachgedacht, welche Themen für die Zukunft wichtig sein könnten, und haben dabei die Nachhaltigkeit als solches erkannt.»

Seit den 1990er-Jahren beschäftigt sich die Forschung an der Leuphana mit Umweltschutz und Nachhaltigkeit. 2007 hat sie den nächsten Schritt gewagt: Die Unileitung will Forschungs- und in Se-

minaren ausgearbeitete Ergebnisse von Studierenden praktisch umsetzen. Und «ausgehend von gesellschaftlichen Fragestellungen die Verantwortung unserer Genera-

tion durch konkrete Forschungsprojekte erfahrbar machen», so Spoun. Im selben Jahr formuliert die Leuphana das Ziel der Klimaneutralität. Sieben Jahre danach gilt die Leuphana als erste Uni weltweit, die rechnerisch klimaneutral ist. Doch was heisst das? Die einbezogenen Emis-

sionsquellen werden in drei Scopes unterteilt: Kategorisch fällt der Bereich «Dienstfahrzeuge» in Scope 1, «Strom-, Wärme- und Kälteverbrauch» in Scope 2 und «Dienstreisen, Papier, Abfall, Essen in der Mensa und Wasser» in Scope 3. Das Ergebnis der rechnerischen Klimaneutralität ergibt sich daraus, dass die Schadstoffbilanzen ausgeglichen werden,

indem die restlichen Emissionen an anderer Stelle im Unibetrieb eingespart werden.

In einigen Bereichen wie ist die Leuphana bereits vollständig klimaneutral. Einige Bereiche des Scopes 3, etwa Emissionen durch Pendelfahrten der Beschäftigten und Studierenden können noch

nicht vollständig innerhalb des Scope 3 kompensiert werden. Die Pendelfahrten machen gemäss Nachhaltigkeitsbericht der Uni 2022 den Hauptteil der CO₂-Emissionen für Scope 3 aus. Denn die Züge würden nicht mit Ökostrom betrieben. Um den Energieverbrauch zu senken, liefert ein Blockheizkraftwerk auf dem Campus seit 2014 Wärme aus regenerativer Energie. Ausserdem erzeugen Solaranlagen auf Campusgebäuden zusätzlich Strom, der bereits 25 Prozent des jährlichen Bedarfs abdeckt.

«Über Verbote jeglicher Form schafft man Zwang. Dies kann zu Anpassung führen, aber das ist nicht Teil unserer demokratischen Verfassung», findet Spoun. Im ersten Semester wird erwartet, dass alle Studierende das Modul «Wissenschaft trägt Verantwortung: Verantwortung und nachhaltiges Handeln im 21. Jahrhundert» besuchen und in diesem Rahmen diverse Nachhaltigkeitsprojekte durchführen. Das eigentliche Fachstudium beginnt für Studierende an der Leuphana erst im zweiten Semester.

Die Leuphana hat sich schon in den Neunzigern mit Nachhaltigkeit und Umweltschutz befasst, als beide Themen in der Öffentlichkeit noch nicht angelangt waren. «Jede Veränderung wirft kritische Fragen auf», sagt Spoun über die anfängliche Skepsis gegenüber der Uni. Und erklärt: «Wir haben sehr früh eine starke Priorität auf eine nachhaltige Energieproduktion und auf eine Reduktion des Energieverbrauchs gesetzt, weil wir es in der Universitätsleitung für wichtig erachtet haben, dass man als öffentliche Einrichtung eine Vorbildfunktion einnimmt.»

Die Leuphana hält seit der Gründung an ihren Werten fest und zeigt, dass es Durchhaltevermögen braucht, um einen Unibetrieb vollständig klimaneutral zu gestalten. Vor zehn Jahren versuchte die Unileitung erfolglos, ein von Studis entwickeltes Projekt umzusetzen. Es sollte künftig hauptsächlich vegetarisches Essen in der Mensa angeboten werden. «Der Gebrauch vom vegetarischen Essen war so gering», schildert Spoun. Doch er berichtet auch von einer deutlichen Bewusstseinsänderung, die er die letzten Jahre beobachten konnte. «Da haben wir von der Unileitung gesagt: Das ist jetzt ein guter Moment, es erneut zu versuchen.» ◇

NACHHALTIG





Noah Liechti, Linus Küng und Mark Blum behandeln Themen aus aller Welt.

«Satire muss nach oben treten»

Drei Studenten bringen neu eine Satirezeitung heraus. Ein Gespräch.

Lucie Reisinger (Interview)

Mit «Die Präsenz» habt ihr eine Satirezeitung gegründet. Was macht sie aus?

Linus: Es ist eine Mischung aus Blog-Format, Satire und Karikatur. «Die Präsenz» ist etwas sehr Unmittelbares mit Anspruch auf Qualität – und gleichzeitig Unseriosität.

Noah: Zurzeit machen wir einen Newsletter und eine gedruckte Zeitung. Im Print wollen wir jeweils ein Thema mehr in den Fokus rücken. In der neuesten Ausgabe geht um die Wolfspolitik in der Schweiz.

Anfang September ist eure erste grossformatige Zeitung erschienen. Warum Print?

Noah: Weil Print am geilsten ist und weil ich Offsetdrucken spannend finde.

Linus: Weil man so eine richtige Zeitung aufschlägt. Wir präsentieren damit den Inhalt in einem «ernsten» Zeitungsformat. So erhalten unsere Beiträge mehr Gewicht.

Wie kommt man darauf, heute eine Satirezeitung zu gründen?

Noah: Die Präsenz ist im November 2019 im Rahmen meines gestalterischen Propädeutikums in Biel entstanden. Sie war primär als interne Zeitschrift gedacht: ein trashiges Heftchen mit Gossip. Am Abend hatte ich die Idee und am nächsten Morgen war das Heft gedruckt. Später tat ich mich mit Mark und Linus zusammen und wir begannen, von Zeit zu Zeit einen Newsletter zu versenden. Dort können wir einfach raushauen: Zeichnungen, Karikaturen und Texte.

Mark: Wir wollen mit «Die Präsenz» die Funktion der «Narrenfreiheit» einnehmen. Sie erlaubte dem Hofnarr im Mittelalter zu sagen, was er wollte.

Wie definiert ihr Satire?

Linus: Ich denke, dass es gewisse Umstände gibt, deren Absurdität einem gar nicht bewusst ist! Durch Überspitzung kann Satire diese Absurdität zeigen. Was sonst «normal» scheint, wird in ein anderes Licht gerückt. Ich finde es aufregend, wenn etwas auf den ersten Blick seriös daherkommt und die Ernsthaftigkeit dann durch Übertreibungen gebrochen wird.

Noah: Wer Satire konsumiert, informiert sich gleichzeitig über das Weltgeschehen, wenn auch auf eine absurde Art und Weise. Der Zynismus klärt direkt und unverfroren über die Tatsachen auf.

Was darf Satire?

Noah: Es gibt eine Grenze, doch es braucht viel, bis sie überschritten ist.

Linus: Satire muss immer nach oben treten. Gegen Institutionen, Politik oder grosse Firmen. Es ist ab dann nicht mehr okay, wenn man anfängt, gegen Randgruppen zu schiessen. Sonst geht die kritische Funktion verloren.

Noah: Aber zur Seite darf sie schon auch mal kicken.

Linus: Jaja so nach links und nach rechts.

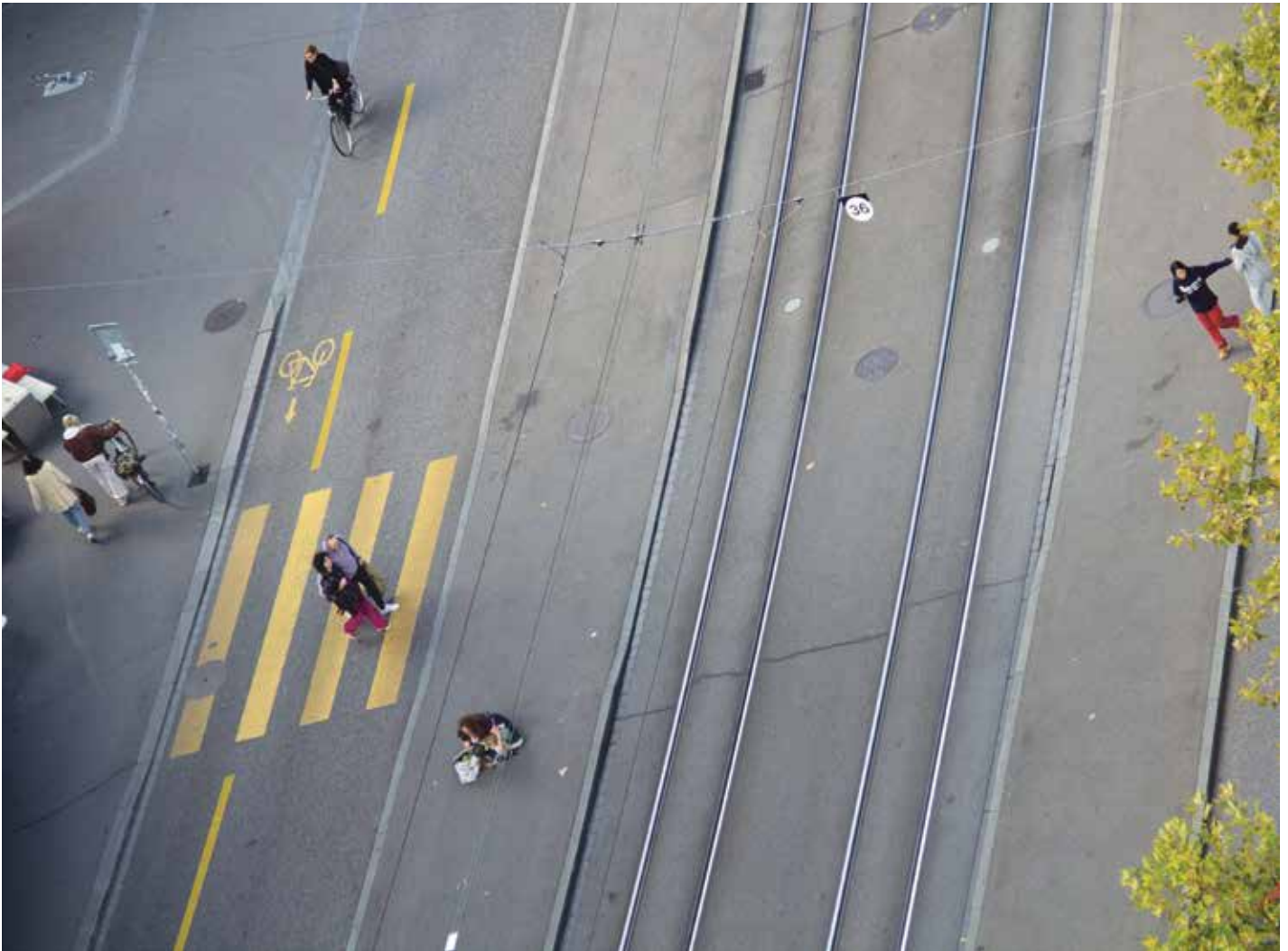
Noah: Aber schlussendlich, finde ich, kann sich Satire recht viel erlauben, wenn sie sich selbst nicht zu ernst nimmt und nicht den Anspruch hat, irgendeine Wahrheit zu vertreten. Wir machen uns auch über uns selbst lustig. Das steht schon im Programm: «Qualitätsjournalismus».

Weshalb macht ihr euch über Qualitätsjournalismus lustig?

Mark: So viele Zeitungen behaupten, über die richtigen News zu schreiben, richtig zu berichten, Qualität zu haben und alle anderen seien schlecht. Wir wollen diese Medien auf die Schippe nehmen. So auch der mächtige Name «Die Präsenz», wie «Die Zeit», «Der Spiegel» oder «Die Welt».

Linus: Ich habe auch grosse Mühe mit dem Objektivitätsanspruch im Journalismus. Inwiefern ist Objektivität überhaupt sinnvoll? Wir bekennen klar unsere Position als drei weisse cis-Männer. Wenn ich für «Die Präsenz» etwas schreibe, ist alles subjektiv – transparent subjektiv. Angesichts des Drucks im Journalismus, mehr Klicks zu erreichen, ist Satire, die narrenfrei plärren kann, in unserer Gesellschaft besonders wichtig.

Noah: Es ist einfach nur ein Furz, den wir rauslassen. ◇



Stadtgeschichte oder die Geschichten der Stadt

Leah Süs (Text und Bild)

«Die schweizerische Architektur hat fast überall etwas Niedliches, etwas Putziges (...), als möchte die ganze Schweiz (ausser wenn sie Staumauern baut) ein Kindergarten sein», schreibt Max Frisch 1953 über den damaligen Städtebau. Und effektiv, als Zürich 13 Jahre später einen herausragenden Betonblock einweihte, war der öffentliche Diskurs von Skepsis dominiert. Frisch zog jedoch schnurstracks in das Hochhaus ein, um die städtische Erfahrung der «flüchtigen Nach-

barschaften» zu machen. So beginnt die Geschichte des Locherguts, einer Ikone der Zürcher Stadtlandschaft, die heute nicht mehr wegzudenken ist. Flüchtige Begegnungen, neue Gesichter, jede Ansammlung nach Sekunden wieder verflogen – spätestens wenn das nächste Tram einfährt. Das Lochergut; der Treffpunkt schlechthin. Es ist stets in Bewegung, und doch ist das Quartier heute ruhiger als zuvor: Bis 2009 diente die Badenerstrasse als Verlängerung der Stadtautobahn. Der

gesamte Durchgangsverkehr preschte am Wohnhaus vorbei.

Eines ist sicher: Wer damals und heute im Lochergut lebt, hat das Privileg, vom Balkon aus das unermüdliche Treiben auf der Kreuzung mitzuverfolgen. Hinter jeder sich ergebenden Konstellation steckt eine kleine Geschichte. So bleibt das Lochergut eben doch der Mikrokosmos des Städtischen, den es einst für die ersten Bewohner*innen wie Frisch oder Pipilotti Rist verkörperte. ◊

Ausgekocht, ausgedient?

Die Tage des Koch-Areals sind gezählt.
Vom Wert autonomer Räume in Zürich.

Joel Schriber (Text) und Linn Stählin (Bild)

Ein Lautsprecher beschallt das Herzstück des Koch-Areals mit fetzigem Punk-Rock, vereinzelte Menschen werkeln an ihren Projekten herum. Die zwei langjährigen Bewohner Roland und Manuel empfangen uns für ein Interview in der Gemeinschaftsküche.

Seit 2013 ist das Koch-Areal besetzt und bietet einen unkommerziellen Raum für Begegnungen, das Entwickeln und Realisieren von gemeinsamen Ideen und das Ausleben von alternativen Wohnformen. Es besteht nicht nur aus seinen Bewohner*innen, sondern aus allen Personen und Gruppen, die ihre Projekte und Ideen auf dem Areal umsetzen. So gibt es zum Beispiel eine Velowerkstatt, eine Siebdruckerei, ein Kino, einen Konzert- und einen Proberaum sowie verschiedenste Bauten zum Wohnen, Entspannen oder Sporttreiben. Dazu kommen Veranstaltungen wie das kürzlich über die Bühne gegangene «Unite»-Festival.

Roland erklärt: «Man darf das Koch-Areal nicht als eine zentrale Struktur verstehen, die alles plant, es sind nämlich verschiedene Akteur*innen, die einfach machen.» Solche dezentralen Strukturen ermöglichten einer Gesellschaft die Auseinandersetzung mit Machtstrukturen, Ungleichheiten und Inklusion. Verschiedene Plakate auf dem Areal weisen in diesem Sinne auf eine Nulltoleranz gegenüber Rassismus, Sexismus, Transphobie, Homophobie oder anderen Formen von diskriminierenden Haltungen hin. «Die Funktion des Koch-Areals besteht darin, die Augen für Missstände zu öffnen, anstatt konkrete politische Agenden zu formulieren», meint Roland.

Anstehende Räumung

Doch Ende 2022 soll damit Schluss sein. Die Projektleiter*innen des geplanten «Koch-Quartiers» rechnen mit einer bal-

digen Baufreigabe. Dann könnte man das Areal gemäss dem Merkblatt für Hausbesetzungen der Stadtpolizei räumen.

Das geplante «Koch-Quartier» besteht aus einem Gebäudekomplex mit kommerziellen Flächen und bezahlbaren Wohnungen. Das Herzstück soll der «Koch-Park» werden, eine begrünte Fläche mit der unter Denkmalschutz stehenden Kohlelagerhalle als Herzstück. Manuel sieht dieses Projekt mit 325 geplanten Genossenschaftswohnungen für über 900 Menschen als Errungenschaft der Besetzung des Koch-Areals: «Man darf nicht vergessen, dass die Besetzung des Koch-Areals überhaupt erst ermöglicht hat, dass es diese bezahlbaren Wohnräume auf dem Areal geben wird». Die UBS verkaufte das Areal nach dessen anhaltender Besetzung nämlich an die Stadt. Mit der Ablehnung einer von der FDP lancierten Volksabstimmung verhinderte die Stadtbevölkerung sodann den Weiterverkauf an Dritte, die den Wohnungsbau schnellstmöglich vorantreiben wollten. Stattdessen wurde der Gegenvorschlag, bezahlbaren Wohnraum auf dem Koch-Areal zu schaffen, angenommen.

#Alleswirdbesetzt

So wird verständlich, wieso Demonstrationen und Kampagnen derzeit nicht auf das ewige Bestehen eines besetzten Koch-Areals abzielen. Zwar würden die Besetzer*innen am liebsten auf dem Koch-Areal bleiben, doch sie konnten mit der Besetzung immerhin den sozialen Wohnungsbau ermöglichen. Nichtsdestotrotz fordert die Kampagne #Alleswirdbesetzt – das Motto der Hausbesetzungen in den letzten Wochen, ausgelöst durch die anstehende Räumung – weiterhin die Anerkennung der Notwendigkeit von autonomen, nicht an Leistungsvereinbarungen und Verträge gebundenen Räumen.



Das Koch-Areal ist bald Geschichte:

Hausbesetzer*innen wollen auf die Problematik des Gebäudeleerstands aufmerksam machen.



Schon ab 2023 könnten hier Genossenschaftswohnungen gebaut werden.

Unter dem genannten Motto suchen in den letzten Wochen viele Hausbesetzer*innen die Öffentlichkeit, um auf die Problematik des Gebäudeleerstands in der Stadt aufmerksam zu machen. Diese Besetzungen seien nicht zentral organisiert, erklärt Roland. «Es wird manchmal so dargestellt, als ob das alles eine orchestrierte Kampagne oder Gruppe sei, dem ist aber nicht so», sagt er. Es seien verschiedene Gruppie-

rungen, die sich organisierten und über diese Kampagne aufeinander beziehen würden. Diese seien jedoch schon zuvor so organisiert gewesen und würden auch ohne die Kampagne Aktionen durchführen. «Sie präsentieren sich jetzt einfach zusammen unter diesem Dach und nutzen die Kampagne als gemeinsamen Kommunikationskanal», so Roland.

Den Besetzungen nicht nur optisch ähnlich sind die städtisch geregelten Zwi-

schennutzungen, zum Beispiel die Zentralwäscherei (ZW). Sie erfüllen ähnliche Funktionen wie das Koch-Areal. Die Stadt Zürich hat das Gebäude der ZW nach dem Wegzug der darin ansässigen Wäscherei für die Zwischennutzung freigegeben. Heute veranstalten darin verschiedene Kollektive kulturelle Anlässe in den Bereichen Gastronomie, Klub- und Konzertbetrieb. Zwischennutzungen wie die ZW sind allerdings an Leistungsaufträge und Verträge mit der Stadt gebunden. Der legale Rahmen der Politik lässt dabei nicht dieselbe Vielfalt an Nutzungsmöglichkeiten zu, wie es autonome Raumnutzungen tun. Gesetzliche Vorgänge wie Umzonungen oder Änderungen im Nutzungsrecht, die vielseitigere Nutzungen ermöglichen würden, dauern oft Jahre oder werden gar nicht erst zugelassen. Hausbesetzungen hingegen umgehen diese unproduktive Wartezeit.

Zwischennutzung versus Besetzung?

Obwohl Zwischennutzungen oft nicht gewinnorientiert betrieben werden, kommt es bei autonomen Räumen wie dem Koch-Areal trotzdem mal vor, dass man Gelder für bestimmte Zwecke sammelt. So werden die Einnahmen aus Veranstaltungen unter anderem an verschiedene politische Projekte rund um die Welt ausgezahlt. Zum Beispiel werden zurzeit Gelder für «Food not Bombs» gesammelt – eine Organisation, die den Widerstand gegen die Militärherrschaft in Myanmar unterstützt. Manuel meint, es sei «unsere Pflicht hier in der Schweiz, das Geld an Projekte umzuverteilen, die ähnlich solidarisch sind».

Der Bewohner betont, dass Zwischennutzungen nicht in einem Spannungsverhältnis mit Besetzungen stehen würden, solange sie nicht zu deren Prävention eingesetzt würden. «Wir haben überhaupt nichts gegen Zwischennutzungen, aber wenn diese dann instrumentalisiert werden, um besetzte Häuser zu räumen oder Besetzungen gar zu verhindern, sehen wir darin ein Problem», so Manuel. Es sei angesichts der anstehenden Räumung wichtig, dass auch in Zukunft solche erkämpften Freiräume erhalten blieben. Sie sollten parallel zu Zwischennutzungen bestehen bleiben und so einen Mehrwert bieten. Und so werkeln Manuel und Roland weiter an ihrer Vision für eine soziale Zukunft. ◇

Töpfern ist zurück!

Das alte Handwerk liegt dank Instagram wieder voll im Trend.

Isabelle Koch (Text)

Alexandre Valin (Bilder)

Das jahrtausendealte Handwerk der Töpferei feiert ein Comeback. Von Brad Pitt bis Serena Williams: Immer mehr Promis wagen sich hinter die Drehscheibe und inszenieren sich und ihre Arbeiten auf Social Media. Töpfernde Influencer*innen wie Florian Gadsby oder Helen Levi begeistern mit ihren ästhetischen Videos auf Instagram ihre mittlerweile sechsstellige Followergemeinschaft. Und in der britischen Serie «The Great Pottery Throw Down» stellen Amateur-Töpfer*innen in verschiedenen Disziplinen ihr handwerkliches Geschick unter Beweis – und rühren die Jury damit nicht selten zu Tränen.

Auch hier in Zürich ist der Trend angekommen. Die Architekturstudentin Lara Biesser wurde davon ergriffen und hat vor ein paar Wochen einen Töpferkurs besucht. Und damit ist sie nicht alleine: «Die Kurse sind schnell ausgebucht und man muss aktiv einen Platz suchen», so Lara. Von dem konzentrierten, ruhigen und doch auch fordernden Arbeiten mit den Händen erhoffte sie sich einen Ausgleich zum hektischen Studi-Alltag.

Steigende Nachfrage nach Kursen

Heike Toussaint unterrichtet seit über drei Jahren Töpferkurse im Kulturlokal Dynamo. Besonders seit der Pandemie sei die Nachfrage gestiegen. Dafür hat sie zwei Theorien: Einerseits würden Menschen vermehrt einen kreativen Ausgleich zum digitalen Büroalltag suchen. Andererseits sei der Trend auch Instagram zu verdanken: «Runde Objekte auf quadratischen Flächen sehen immer gut aus, sie hypnotisieren und ziehen an.» Die gelernte Architektin töpft seit über zehn Jahren. «Arbeiten mit Ton war lange etwas eingeschlafen, doch das hat sich definitiv geändert», stellt sie fest. Ganz allgemein

vermerke sie einen Trend zu Handgemachtem und nehme diesen äusserst positiv wahr: «Ich wünsche mir, dass sich Leute wieder bewusst werden, dass sie zehn Finger haben und diese für mehr als nur Computerarbeit benutzen können.»

Massgefertigte Arbeiten

Das eigene Hobby zum Geschäft machen – auch das lässt sich in der Töpferei-Community vermehrt beobachten. Die Medizinstudentin Marisa Wanner hat das trotz intensivem Studium geschafft. Über ihr Instagram-Profil «Eigen.form» verkauft sie seit diesem Jahr ihre massgefertigten Arbeiten aus Ton. Marisa hat vor zehn Jahren mit dem Töpfern angefangen. Nach einer längeren Pause hat sie vor Kurzem wieder damit begonnen, um neben dem Studium ihre Kreativität auszuleben und ihren Kopf frei zu bekommen. Mittlerweile hat sie sogar eine eigene Werkstatt.

«Man darf keinen Stress mitbringen. Man muss sich konzentrieren und kann nicht über andere Sachen nachdenken.» Deshalb begrüsse sie es, dass sich immer

mehr Menschen für das Handwerk begeistern: «Ich finde Töpfern im Vergleich zu anderen Trends unproblematisch. Es geht weniger um Konsum.» Ihr ehemaliger Töpfermeister ist nun pensioniert. Daher sei es schön, dass das handwerkliche Wissen durch den Trend weitergegeben werde. Sie selbst verkaufe ihre Kreationen in erster Linie, um die Kosten für ihr Hobby zu decken. «Das Wichtigste für mich ist, dass ich beim Töpfern Spass habe», betont sie.

Wer einen Platz in einem begehrten Einsteigerkurs ergattert, merkt schnell: Das Arbeiten an der Drehscheibe ist wesentlich schwieriger, körperlich anstrengender und teilweise frustrierender, als es die zahlreichen Videos auf Instagram suggerieren. Es braucht Geschick und Frustrationstoleranz. Heike Toussaint gibt allen, die sich an die Töpferei herantasten möchten, das folgende Mantra mit: «Töpfern ist erlernbar, es ist nur eine Frage der Zeit, bis man es kann.» Und sich diese Zeit zu nehmen, scheint sich für viele zu lohnen. ◇



Crashkurs im Dynamo: Immer mehr junge Leute wollen töpfern lernen.



Er schmeisst den Laden mit Marco Uhlig: Samuel Rensing vor dem «Kweer».

Safer Space mit Tradition

Das «Kweer» lässt den Spirit der ältesten Queerbar Europas wieder aufleben.

Miriam Thölke (Text)

Alexandre Valin (Bild)

Wenn man das «Kweer» betritt, sieht man sofort: Man soll sich hier wohlfühlen. Zwischen samtbezogenen Sesseln, genderneutralen Toiletten und einigen Bücherregalen fühle ich mich wie im Wohnzimmer der Zukunft. Seit Oktober betreiben hier zwei Unternehmen gemeinsam das

Lokal. Tagsüber bietet das Vicafe Kaffeespezialitäten und Gebäck an, abends führen Samuel Rensing und Marco Uhlig den Laden als Bar.

Der Name «Kweer» kommt nicht von ungefähr: Es soll ein Ort der Zuflucht und des Austauschs für queere Menschen aus allen Bereichen des Lebens entstehen. Damit wollen die Betreiber an die Geschichte des Lokals anknüpfen: Einst war der Barfüsser hier zu Hause, die älteste Schwulen- und Lesbenbar Europas. Den Geschäftsführern ist die Geschichte des Ortes sichtlich wichtig. Zwischen Tresen und Wandgemälden hängen Fotografien von Liva Tresch, einer der bekanntesten lesbischen Fotografinnen der 60er-Jahre; gleich daneben in Gold gerahmt ein Resumée der Geschichte des Barfüssers.

In den Fussstapfen der Barfüsser-Bar

Ich besuche Rensing in der Woche vor der offiziellen Eröffnung. Während er Comics ins Bücherregal einräumt, erzählt er mir die Geschichte des historischen Ortes. Im August 1956 öffnete das Lokal unter dem Namen «Barfüsser» erstmals seine Türen. Die damaligen Betreiber*innen stellten einen schwulen Kellner ein, der

aufgrund seiner sexuellen Orientierung nirgendwo sonst einen Job fand. Dies erwies sich als glückliche Fügung: Mit ihm kamen immer mehr queere Leute ins Lokal und machten es zum Treffpunkt für Homosexuelle schlechthin. Doch schon 1960 wurde die Community hart getroffen: Zwei schwule Stricher wurden ermordet. Die Öffentlichkeit interessierte sich wenig für die Schuld der Mörder, vielmehr stand die Homosexualität der Opfer im Fokus. Die Opfer-Täter-Verhältnisse wurden umgekehrt und einer der Mörder gar freigesprochen.

Es folgten Jahre der Repression. Grossangelegte Razzien, gezielt auf Treffpunkte wie den Barfüsser. Auch ein Schwulenregister und eine Ausweisungspflicht terrorisierten die queere Gemeinschaft der Stadt. «Damals musste man 21 Jahre alt sein, um schwul sein zu dürfen», erzählt Rensing aufgebracht. Doch gerade die junge Kundschaft liess sich nicht vom Feiern abhalten und schon gar nicht die Freiheit nehmen. So kam es, dass nach einer Entspannung der Polizeigewalt in den späten 60er-Jahren die Barfüsserbar als Treffpunkt für queere Menschen bestehen blieb. Und das über 30 Jahre lang, bis in die späten 90er-Jahre. Danach konnte der Barfüsser die queere Kundschaft nicht länger halten, und da man im historischen Gebäude nicht kochen darf, entschieden sich die Betreiber dazu, Sushi zu verkaufen. «Man muss sagen, sie haben gutes Sushi verkauft. Aber der queere Aspekt ging damit leider verloren», sagt Rensing.

Ein Ort, wo man sich selbst sein kann

Oberstes Ziel der Bar «Kweer» ist es, den «Spirit» der frühen Sechzigerjahre wieder aufleben zu lassen. Das traditionsreiche Lokal soll erneut Treffpunkt für Queere werden – für junge und alte Queere. Rensing ist sich sicher: «Auch wenn die Gesellschaft heute bereits relativ fortgeschritten ist, bleibt es für junge queere Leute eine Herausforderung, herauszufinden, wer sie sind. Dafür brauchen die Betroffenen und einen Ort, an dem sie sich selbst sein können, ohne sich fragen zu müssen, was andere von ihnen halten.» Rensing und Uhlig hoffen auf den Erfolg des «Kweer». Für mindestens 10 Jahre würden die beiden gerne bleiben. Das neue Kapitel dieses traditionsträchtigen Ortes hat erst begonnen. ◇

Durchschnittlich — In der Familie wird die Verrücktheit sichtbar. Und in reichen Familien stolz präsentiert. Seit ich als Kind allen erzählt habe, dass ich Schriftstellerin werden würde, schlagen mir meine Verwandten regelmässig vor, eine Familienchronik zu schreiben. «Stell dir vor, wie spannend das wäre! Der junge Mann, der ganz allein in die weite Welt zieht und ein Familienunternehmen gründet.» Stimmt eigentlich, und noch spannender wären die Scheidungen, Gerichtsklagen zwischen Geschwistern und Sektenbeitritte. (Nicht zu reden vom Grössenwahnsinn, der auch mich, Schriftstellerin in spe, mehr als nur gestreift hat.) Dabei glaube ich, dass meine Familienmitglieder und ich einzeln betrachtet nur milde auffällig sind. Aber lass mal ein Dutzend Menschen mit denselben Macken einen Ruf und ein Vermögen teilen; im besten Fall fressen sie sich gegenseitig, im schlimmsten Fall den Rest der Welt.

So gesehen bin ich fast dankbar, dass wir zu chaotisch und impulsiv sind, um Geld und Einfluss zu horten. Seit keines mehr da ist, streitet sich meine Familie nicht mehr um Geld, sondern über den korrekten Aufbau von Ikea-Möbeln, und statt Beziehungen werden Coop-Märkli gesammelt. Und ich muss einsehen: Meine Familie und ich sind nicht besonders, sondern nur durchschnittlich verrückt.



[af]

Hier schreibt die Redaktion über
Zusammengewürfeltes.



Kupfer, Karton, Skateboard

Ausstellung — In einem dunklen Raum des Nordamerika Native Museums (NONAM) erzählen drei Künstler, wie Verträge ihr Leben prägen. Barry Ace, Frank Shebageget und Michael Belmore gehören alle drei den Anishinaabe an, einer indigenen Ethnie, die im heutigen Kanada lebt.

Was die europäischen Einwander*innen den Anishinaabe anboten, nennen diese «Waawiindamaw»: Vertrag und Versprechen. Verträge, die mündlich anders klangen als auf Papier. Verträge, die Versprechungen machten, auf welche kein Verlass war. Alles drehte sich dabei um Land und Ressourcen. Beispielsweise um Kupfer, von dem es rund um den Lake Superior, ein Siedlungsgebiet der Anishinaabe, reiche Vorkommen gab. Michael Belmore formt daraus Objekte, die von seiner Heimat erzählen, etwa eine Platte, worin der Umriss des Lake Superiors eingebrannt ist. Kupfer als Segen und Fluch zugleich: Es erweckte die Gier der weissen Siedler*innen und zog lange, bange Verhandlungen nach sich.

Ein Resultat davon war die Umsiedlung der Anishinaabe in Reservate. Der zweite Künstler, Frank Shebageget, thematisiert das Leben in diesen abgeschiedenen Siedlungen. Dort bestimmen ungerechte Verträge noch immer den Alltag und sorgen mit strengen Regeln für Gleichschaltung. Symbol davon ist das sogenannte «Indian Home», ein massenproduziertes Billighaus. Shebagegets Karton-Vorlagen für diese Häuser führen den Verlust der alten Kultur vor Augen. Kein Wunder, dass die meisten Anishinaabe heute in Grossstädten leben. Diese sogenannten «Grossstadt-Indianer» stehen im Fokus von Barry Ace, dem dritten Künstler. In der Gestaltung eines Skateboards und anderer Accessoires lässt er Popkultur und Anishinaabe-Kunst verschmelzen.

Kunstliebhaber*innen sowie historisch Interessierte kommen bei der Ausstellung auf ihre Kosten. Informationstafeln erzählen die Geschichte der nordamerikanischen Kolonisation und ein Dokumentarfilm zeigt, wie der Kampf um die Rechte der Indigenen bis heute andauert. Beim Verlassen des NONAMs hallen die Werke der Künstler nach.

[jon]

Die Ausstellung «Waawiindamaw» kann noch bis zum 27. November im NONAM besucht werden.



Elf Altbundesrätinnen und eine Verschwörung

Theater — Verschwörung im Bundeshaus! Das Ziel: Abwahl eines Bundesrates. Mit «EWS» wird im Theater Neumarkt ein in der Schweiz einmaliges Polit-Ereignis gewitzt und mit lebhafter Ironie inszeniert. Die Hauptfigur ist elfmal Altbundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf.

In einem grau eingerichteten Büroraum, der Nationalratssaal, SRF-Arena und Arbeitsort zugleich ist, klingelt das Telefon: «Für Eveline!» Ratlos schauen sich elf Darsteller*innen in grauen Kostümen mit der medial viel kommentierten Frisur an. Welche der Eveline Widmer-Schlumpfs soll den Anruf entgegennehmen? Den Fokus legt das Regie-Duo Piet Baumgartner und Julia Reichert klar auf die frisch gewählte Bundesrätin. Die restlichen zentralen Persönlichkeiten des damaligen Geschehens sind zwar nicht als gesonderte Figuren auf der Bühne, kommen im Laufe des Abends aber trotzdem vor, vor allem im Dialog der elf Evelines. Damit man Ursula Wyss oder Ueli Maurer auch im grauen Rock wiedererkennt, empfiehlt sich ein Blick in die Zeitungen von 2007 – oder zumindest in die SRF-Doku «Die Abwahl von Christoph Blocher – Die Geheimoperation im Bundeshaus».

Wie angepriesen thematisiert «EWS» im Laufe des Stücks das Phänomen von Frauen an der Macht. Die Regieleitung zeigt eine fleissige, unscheinbare und hocheffiziente Eveline Widmer-Schlumpf, die sich bemüht, jede Persönlichkeit abzulegen und nur noch Politikinhalt von sich zu geben, und eine Öffentlichkeit, die sie für ebendieses liebt und zugleich hasst. Produktiv, fast maschinengleich, muss sie sein, um sich den Respekt der Kollegen zu sichern, und doch wird sie nicht selten als «dossiersicher» bezeichnet, als wäre es eine Beleidigung. Entledigt sie sich jedoch all ihrer Menschlichkeit, ist sie unnahbar und kalt. Kurz: Eine Frau als Bundesrat ist in diesem Stück ein gefundener Frass für Medien und

Opposition. Spätestens bei der Einblendung der Geschichten der drei Bundesrätinnen, die vor Widmer-Schlumpf kamen, wird klar, wie Politikerinnen in der Schweiz zu sein haben: effizient, bestimmt, grau. Frau oder eben nicht-Frau.

Hervorzuheben ist besonders der Auftritt von Schauspielerinnen Lara Stoll. Ob sie am Rednerpult übt, wie man «SVP» ausspricht, oder als Christoph Blocher melancholisch der Konkordanz nachtrauert: Den Zuschauer*innen bleibt nichts anderes übrig, als herzlich zu lachen. Ähnlich ist es mit dem Rest des Stücks. Egal wie man zum politischen Drama von 2007 steht, «EWS» beschert allen einen heiteren Abend. «EWS» nimmt sich nicht zu ernst, und regt doch zum Denken an.

So knüpft sich das Stück mit einer ordentlichen Portion Witz alles und jede*n vor. Die SVP und den abgewählten Blocher kritisiert es für eine Hetzjagd auf eine gewählte Bundesrätin, der gesamten Linken unterstellt es die überfanatische Verteidigung einer SVP-Politikerin. Gegen Ende trägt eine Eveline ihre Politikinhalt vor und fragt provokativ: «Was ist denn genau der Unterschied zwischen Eveline Widmer-Schlumpf und Christoph Blocher?» Auch die Medien mit ihrer dramatischen Darstellung der Ereignisse im Mikrokosmos Bundeshaus kommen nicht ungeschoren davon. Eveline Nummer 5 fragt: «Zerbricht hier die Zivilisation Europas?» Das Publikum lacht erneut. Denn «EWS» entpuppt sich als lehrerlicher Thriller: eine gelungene Inszenierung eines Politspektakels in einem Land, wo Persönlichkeitspolitik und Drama nicht zum guten Ton gehören.

[lea]

«EWS» wird noch bis am 28. Januar im Theater Neumarkt aufgeführt.



Träumerisch, aber präzis

Album — Manchmal klingt «The Space Between», das neue Album der schwedischen Songwriterin Alice Boman, als müsse es durch einen Nebel dringen, um sich hörbar zu machen – die Stimme von Studioeffekten entrückt. Und manchmal wirkt es übernahm, die Klaviertasten klacken und knarren, der Gesang klingt fast wie ins Ohr geflüstert. Die titelgebenden «Räume dazwischen» scheinen mal eng und intim und mal rätselhaft und weit. Es ist etwas sanft Psychedelisches in diesem Hin und Her und Ineinander von Nähe und Ferne, aber eine Ruhe und Sicherheit, die, von Synthesizern und langsamen, aber bestimmten Klavierläufen getragen, immer wieder nach Hause findet.

So verträumt das Album aber auf der Ebene seiner Klangästhetik ist, so präzis und griffig sind Bomans Kompositionen. Ein Stück wie «Night And Day» deutet in aller Zurückhaltung grosse, luxuriöse melodische Gesten an. «Feels Like A Dream» (mit Perfume Genius, dessen Stimme dramatisch zittert, als müsse er viel zurückhalten) wäre unter unsübtileren Händen leicht zum dick aufgetragenen Herzschermerduett geworden. Um diese konturen-scharf geschriebenen Lieder verdichten sich dann detailverliebte Arrangements; mit einigen dieser grossartigen kleinen Rauchfäden und Farbsprenkeln aus dem Synthesizer wäre sicher auch ein Haruomi Hosono Ende der 70er-Jahre sehr glücklich geworden.

Während Bomans ebenso wunderbares Debütalbum «Dream On» ein Album über Liebe und Verlust, über durchweinte Erinnerungen und die Schwierigkeit des Loslassens war, geht es in «The Space Between» um Distanz und Annäherung innerhalb einer Beziehung. «Can't you see / I am trying / but it takes time / to open up», heisst es beispielsweise auf dem ersten Lied «Honey», oder auf «Space»: «You bring me back / Once Again / [...] To the moment / And I return / To a place / [...] of tenderness / Always relate to each other / As we are changing.» Thematisch führt Boman eine Linie fort, wenn sie auch hier Gefühle nie als blosse Zustände oder momentane Intensitäten beschreibt, sondern als Aufgaben, die Zeit brauchen, als komplizierte Prozesse und schöne, ängstigende Mühsal.

[man]

«The Space Between» von Alice Boman ist ab dem 21. Oktober erhältlich.

An 4 zentralen Standorten in **Zürich**
und online für Sie da

Unsere
Hauptfachgebiete:



Hausärzte



Notfälle



Dermatologie



Gynäkologie



Psychotherapie

Wir suchen Dich!

Interessiert, Geflüchtete im Alltag zu begleiten?

In unserem Tandemprogramm triffst du dich wöchentlich mit einer geflüchteten Person in Zürich. Gemeinsam entdeckt ihr die Stadt, kocht ein leckeres Curry oder lernt für die nächste Deutschprüfung. So oder ähnlich. **Weitere Infos unter www.aoz-freiwillige.**

Jetzt
anmelden 



AOZ

Intro-Session
am 19. Nov. an PHZH

10% Studierenden-
Rabatt auf alle Kurse

Raus
aus dem
Hamster-
rad



Stressbewältigung durch Achtsamkeit
Mindfulness-Based Stress Reduction (MBSR)
Acht-Wochen-Kurse und weitere Angebote in Zürich

achtsam
beraten

von Barbara Zähringer
info@achtsam-beraten.ch



www.achtsam-beraten.ch

ISTP ETH zürich

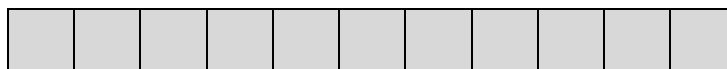
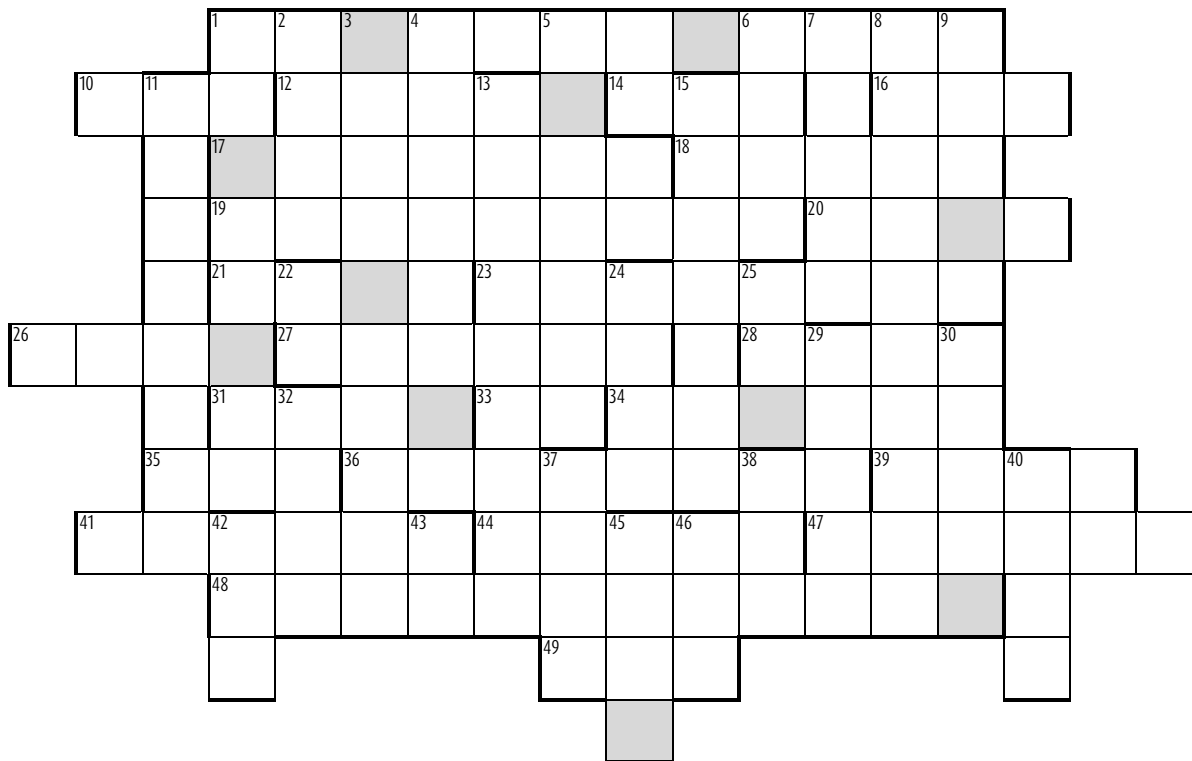
**MSc ETH in Science,
Technology and Policy**

Complement your science or
engineering background with Policy
Analysis skills in order to tackle
today's grand societal challenges!

**Applications open
November 1 – December 15!**



Apply
now!



Schicke das Lösungswort bis zum 11. November 2022 mit dem Betreff «Rätsel» an raetsel@medienverein.ch und gewinne 3x2 Gutscheine für die Kinos Riffraff und Houdini!

Waagrecht

1 Einkochen wird mit kleinem Dreh zum höflichen Plaudern 10 Wenn Pale Ale in den Oman exportiert wird, trinkt es sogar er 12 Dieses Leiden wird durch 26 waagrecht übertragen 14 Tessiner Puckkickclub streut hoffentlich nur Salz statt Säure 16 Senkrechtanzeiger war biblischer Flüchtling 17 Zwei vor, einen zurück: Wie steht es dann um die Menschheit? 18 Suchst du ein placement d'argent, versuch's mit diesem Edelstein 19 Kann den 3 senkrecht predigen oder auch dialogisch mit gelehrten Jünglingen 1 waagrecht 20 Erdig ist niederschwellig, Holz ist schwarz. Sag ich doch! 21 Madame ist i.d.R. eine und hat i.d.R. zwei 23 Zielen statt treten und schwimmen, aber auch lang laufen 26 Bewaffneter Engelsknahe verrät von rechts seine Herkunfts-Civitas 27 Gegen eine solche Gestalt kämpfte David seinerzeit 28 Abend an der Riviera 31 Teil 2 der erfolgreichen Strassenüberquerung 33 Hub eines Werks aus der Taufe, nebst weiteren Dingen 34 Ein Strom des Zweistromlands benannte auch Bestie 35 Macht Sta zu Hauswackellehre und Ba zu Bindefärberei 36 Gedächtniskunst ist sicher dienlich fürs Merken ihres gelehrten Namens 39 Masseinheit für heisses Bemühn um Philosophie, Juristerei und Medizin 41 Der Teil vom Song, wo alle mitsingen 44 Pelzstutzung 47 In der Tiung der 13 senkrecht steckt (hoffentlich) der der Artenvielfalt 48 Mümmelloch im Rüebli? Lippenspalte! 49 An der Tel Aviv University kann Wasser auch ein griechischer Buchstabe sein

Senkrecht

1 Potz Frucht und Hut, unser Kassettlihed 2 Schwimmt mit M, sticht mit D, schlürfte Spaghetti mit Str 3 Alles sinnlos? Nietzsche machte immerhin ein Weltbild draus 4 Was Diogenes mit Büchern macht, kann schusslige Leserin genauso 5 Udo nannte ihn Blut der Erde, korrekt destilliert ist er buchstäblich astrein 6 2 senkrecht mit Vokalwechsel, oder mit Schaufel ausgestatteter Hirsch 7 Dame im ultrahellen Gewand 8 Jeder irrealer Bot kann Rätsel schreiben, aber Ella kann anagrammatisch so eines draus machen 9 Kommen mit 39 waagrecht oder stehen mit Fahne auf der Linie 11 Neudeutscher Faltmund? Kingliche Hafenstadt! 13 Dürfen sich das ganze Jahr über Knospen auf ihren Höfen freuen 15 Dieses Herrn Morgan gewürztes Gold beschert dir eine lustige Nacht 22 Betonbunker neben der ZS-Redaktion verabschiedet sich bald - mit dieser Floskel? 24 Kleinstpräfix ist parte di una commedia 25 Wo Handels-Spezial-Genies hierzulande ihr Handwerk lernen 29 Der des Gesichts hat trotz allen Sprachreformen die Nase nicht verdrängt 30 Schuldigen aufs Haupt zu streuen 32 Nicht nur in den Demokratien der Welt ist dieses Gemüse zuhause 37 Auf hoher See Segelhalter, auf dem Hof tierisches Festmahl 38 Wütende Gälen im Kampf für Republik 40 Wasser aus der Düse wäscht dieses Fett von der Drüse 42 Wo der musikalische Wurm drinsteckt 43 Diskussions-VA neben VL, UE und KO 45 Datenerfassung durch Zettelfoto 46 Warum bekanntlich der Hai am Baum klebt

Die vollständigen Lösungen werden nach dem 11. November auf zsonline.ch veröffentlicht.

Lösungswort der letzten Ausgabe:

REGENMANTEL

«6000 Fuss jenseits von Mensch und Zeit»

In Sils Maria schrieb Friedrich Nietzsche seine wichtigsten Werke. Ein Besuch.

Kai Vogt (Text und Bilder)

In den Alpen fühle ich mich schnell eingeengt, aber hier ist es anders: meerblaue Seen auf einer weiten Hochebene, ringsum raue Bergketten mit schneebedeckten Gipfeln, darunter von der Jahreszeit rötlich gefärbte Wälder, der Himmel ganz nah. In dieser Gegend wanderte der Philosoph Friedrich Nietzsche tagelänglich umher und machte sich Notizen. Seine Ideen arbeitete er nachts in Schreibbüchern aus, in einem einfachen Gasthaus in Sils Maria im Engadin. Dieses wurde bis heute authentisch erhalten und dient seit 1960 als Denkmal, Museum, Wohn- und Begegnungsstätte. Für manche ist es sogar ein Pilgerort. Das möchte ich verstehen.

«Er hat stets die Dunkelheit gesucht»

Ich trete ein und es knarzt unter den Sohlen, ein holziger Geruch erfüllt den Raum. Es ist kühl. Peter Villwock, Kustos des Nietzsche-Hauses, macht sich noch einen Tee, bevor er sich mir gegenüber setzt. Seit 15 Jahren wohnt und arbeitet er hier als Gastgeber. Wenn er von Nietzsche erzählt, klingt es fast so, als spräche er von einem alten Freund: «Um das Jahr 1880 war Nietzsche wohnsitzlos, ist in Europa herumgereist und an Orten geblieben, wo es ihm weniger schlecht ging als anderswo. Er war sehr krank. Das war auch der Grund, weshalb er hierhergekommen ist.» Der studierte Philologe litt unter starker Migräne. Wegen seiner Erkrankung hat er die Professur in Basel, die er bereits mit 24 Jahren erhalten hatte, zehn Jahre danach wieder aufgeben müssen.

In Sils fühlte er körperliche Erleichterung. Die Landschaft entsprach ihm bis aufs Innerste: «Der Ort, wo ich einmal sterben will», schrieb er 1883, und kehrte als Sommergast jahrelang immer wieder zurück. Er bezeichnete die Natur im Oberengadin als «heroisch-idyllisch». «Die Idylle kann man sich gut vorstellen, wenn

die Sonne scheint. Wenn es aber schlechtes Wetter ist und man zu den Bergspitzen hochschaut, dann merkt man, wie lebensfeindlich es hier sein kann», so Villwock. Die Spannung zwischen heroisch und idyllisch sei Nietzsches Lebensideal gewesen, auch charakterlich.

Wenn Nietzsche nicht krank war, schrieb er, rund um die Uhr. Dementsprechend viele Werke sind hier entstanden – Werke, welche das intellektuelle Europa massgebend geprägt haben, darunter «Die fröhliche Wissenschaft» und «Also sprach Zarathustra». Diese wurden etliche Male rezipiert und sind heute weltberühmt. In Anbetracht dieser Grösse wirkt das Haus, aber besonders sein Zimmer klein, bescheiden und unbedeutend. Tiefe Decken, ein kurzes Bett, wenig Licht. «Es ist das dunkelste Zimmer im dunkelsten Haus in Sils und er klagte immer noch darüber, dass es zu hell sei. Nietzsche hatte grosse Augenprobleme und hat stets die Dunkelheit gesucht», erzählt Villwock. Und doch passt das Zimmer zu seiner Philosophie, die aus einer Einsamkeit und Weltfremdheit entstand. Er litt darunter, zu Lebzeiten nicht wahrgenommen worden zu sein, und rechnete gleichzeitig damit, erst in hundert Jahren nach seinem Tod verstanden zu werden. Ob das heute der Fall ist? Bemerkenswert ist jedenfalls, dass sogar Fans aus Japan oder Australien herreisen. Einige würden dann im Nietzsche-Zimmer eine heilige Stätte sehen, wo sie stundenlang meditierten, so Villwock.

Missverstanden und missbraucht

Neben seinem Zimmer gibt es drei Ausstellungsräume, die durch verschiedene Stationen seines Lebens führen. Es sind viele Originale zu sehen, meistens sind es Briefe und Widmungsexemplare seiner Bücher. Auch eine Büste vom schnaubbärtigen Mann gibt es, die einzige, die während seiner Lebzeit von ihm angefertigt wurde.

Ich bleibe bei den Totenmasken hängen, von denen ungewöhnlicherweise zwei existieren. Die zweite liess Elisabeth Förster-Nietzsche im Nachhinein anfertigen, weil ihr die ursprüngliche zu wenig «eindrucksvoll» erschien. Die Schwester ist bekannt dafür, dass sie alles tat, um Nietzsche nach seinem Tod zu Ruhm zu verhelfen. Heute wird sie wegen ihrer Fälschungen und Umdeutungen dafür verantwortlich gemacht, dass Nietzsche vom Nationalsozialismus missbraucht wurde. Besonders die Idee des Übermenschen wurde von den Nazis aufgegriffen und als Rassenlehre fehlinterpretiert. Dabei geht es eigentlich um die lebensbejahende Idee, als Mensch über sich hinauszuwachsen.

Die Anbindung zur Uni hat Tradition

Ihn aber stets richtig zu verstehen, scheint mir dennoch unmöglich. Man bekommt ihn nie ganz zu fassen, was es leichter macht, ihn für Ideologien zu missbrauchen. «Man kann die Dinge bei Nietzsche schlecht aus dem Zusammenhang reißen. Sonst klingt es so, als würde er sich dauernd widersprechen», sagt Katia Saporiti, Philosophieprofessorin an der Uni Zürich und im Stiftungsrat des Nietzsche-Hauses tätig.

Der Stiftungsrat kümmert sich um das Haus und organisiert Veranstaltungen, zum Beispiel das jährlich stattfindende Nietzsche-Kolloquium in Sils. Dort kommen Expert*innen, Studierende und Interessierte zusammen, um mehrere Tage lang ein Thema von Nietzsche zu vertiefen. Die Verbindung zu den Universitäten hat Tradition: «Es wird hier gewünscht, dass immer jemand von der Uni Zürich und von der Uni Basel im Stiftungsrat vertreten ist», sagt Saporiti. Somit sei die Anbindung an die Studierenden, die sich für Nietzsche interessieren, gegeben. Die Philosophin bot bis zu Beginn der Pandemie mit der Literaturprofessorin Barbara Naumann





Sieben Sommer (1881 und 1883-1888) verbrachte Friedrich Nietzsche in diesem Haus, das im Ortskern von Sils Maria steht.

ein Seminar an, bei dem der Besuch des Kolloquiums fester Bestandteil war. Das werde bestimmt zurückkommen, versicherte sie. Einige Studierende übernachteten dann im Haus in den wenigen Zimmern, die das ganze Jahr über vermietet werden. Die Preise sind vergleichsweise günstig, bleiben kann man höchstens drei Wochen am Stück.

Frauen- und judenfeindlich

Ich lasse das Haus hinter mir und spaziere bei sinkender Sonne um den Silvaplannersee, wo Nietzsche eingebungshaft «6000 Fuss jenseits von Mensch und Zeit» den Gedanken der ewigen Wiederkunft gefasst hat. Sogar der genaue Ort, wo ihm der Gedanke kam, ist bekannt – ein pyramidaler Stein, der von Nietzsche-Fanatiker*innen als Heilige Stätte verehrt wird. Nach dieser Idee wiederholen sich alle Ereignisse der Welt unendlich oft. «In jedem Nu beginnt das Sein; um jedes Hier rollt sich die Kugel Dort. Die Mitte ist überall. Krumm ist der Pfad der Ewigkeit», heisst es im «Zarathustra». Das ist weder einfach noch klar, seine Philosophie folgt keinem System. Es gehe ihm, nebst dem genau richtigen, oft auch um den ästhetisch überzeugenden Ausdruck eines Gedankens, so Saporiti. «Er war ein absoluter Sprachkünstler.» Trotzdem

stehe sie dem Autor ambivalent gegenüber: «Manchmal lese ich ihn sehr gerne, manchmal mag ich ihn überhaupt nicht leiden.» Das habe auch mit seinen abfälligen Äusserungen gegenüber bestimmten Gruppen zu tun. So werden an gewissen Stellen seines Werks Frauen aufs höchste diskriminiert, aber auch Juden, Angehörige verschiedenster Nationen und Berufsgruppen. Wie sie denn mit diesen schwierigen Passagen umgehe? «Ich gehe gar nicht mit den «schwierigen» Stellen um. Ich finde sie auch weniger schwierig als einfach nur grässlich und furchtbar. Aber man darf ihr Vorkommen nicht verschweigen», so Saporiti. Dennoch käme es der Philosophin nie in den Sinn, einen historischen Autor nur wegen einzelnen Äusserungen nicht zu lesen.

Pilgerstätte für Intellektuelle

Vieles in seinen Werken provoziert. Und ein bitterer Nachgeschmack bleibt. «Nietzsche ist sehr widersprüchlich. Er selbst sagt auch, dass er keine Lehre vermittelt. Zarathustra sagt zu seinen Jüngern: «Erst wenn ihr mich alle verleugnet habt, komme ich wieder, dann habt ihr mich verstanden.» Einfach Nietzsche nachbeten funktioniert nicht», so Villwock. Vom Silvaplannersee schlendere ich noch zur Halbinsel Chastè, einem Ort,

dessen Schönheit fast schon kitschig ist. Es war der Lieblingssort Nietzsches, hier wollte er begraben werden. Doch er liegt heute in Röcken, seinem Geburtsort. Der Philosoph starb 1900 im Alter von 55 Jahren, mehr als die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte er in geistiger Umnachtung. Die Verwirrung, das Kranke und Einsame seiner Person zeichnen ein tragisches Bild. «Mit sieben Jahren wusste ich bereits, dass mich nie ein menschliches Wort erreichen wird», schrieb er pathetisch in «Ecce Homo». Und je später der Abend in Sils Maria wird, desto klarer zeigt sich dieses Bild Nietzsches auch in der schroffen, kalten Landschaft, in deren Weite man leicht verloren geht.

Ich gehe nochmals durch den Engadiner Ort, der nach Nietzsches Tod zu einem Zentrum für Intellektuelle geworden ist. Von Proust bis Dürrenmatt zu Annemarie Schwarzenbach und Thomas Mann. Sogar Politiker*innen wie etwa Angela Merkel seien hier gewesen, meint Villwock. Ich schaue mir das Haus noch ein letztes Mal von aussen an. Die Sonne ist verschwunden, es liegt nun ganz im Schatten, darüber erhebt sich ein dunkler Wald. Das einstige Heim des Philosophen wirkt nun bedrückend, fast schon beängstigend – und es hinterlässt eine ungreifbare Ambivalenz, wie Nietzsche selbst. ◊



Hier zeichnet Josefin Walker vom «Fraÿche Magazin» für die ZS.



Stadt Zürich

«Die Zukunft von Zürich mitgestalten.»

**Neue Perspektiven
bietet die Stadt auch
als Arbeitgeberin.**

#JobsfürZürich

